

Breslauer Berichtszeitung

Schlesische Landeszeitung

Anzeigenpreis laut Tarif. Preise freibleibend. Erfüllungsort und Gerichtsstand: Breslau. Verlag und Anzeigen-Nachnahme: Breslau 13, Charlottenstraße 62, Fernsprecher: 83044 Postfachkonto: Breslau 2719, Bankkonto: Städtische Bank Breslau. — Bezugspreis frei Wohnung: Getrocknete Ausgabe wöchentlich 15 Pfg., Versicherungs-Ausgabe A 67 Pfg., Versicherungs-Ausgabe B 38 Pfg., Versicherungs-Ausgabe C 48 Pfg., Versicherungs-Ausgabe I 70 Pfg., Versicherungs-Ausgabe II 65 Pfg., Sonder-Versicherungs-Ausgabe 65 Pfg., Doppel-Versicherungs-Ausgabe 1.15 RM.

Nummer 2.

Breslau, Sonntag den 8. Januar 1933.

55. Jahrgang.

Das Hilfswerk für die Jugend.

Der Aufruf des Reichspräsidenten. — Neun Millionen für die Jugend bereitgestellt. — Kameradschaften erwerbsloser junger Leute. — Systematische Erziehungsarbeit. — Die Aufgaben der Vereine und Verbände.

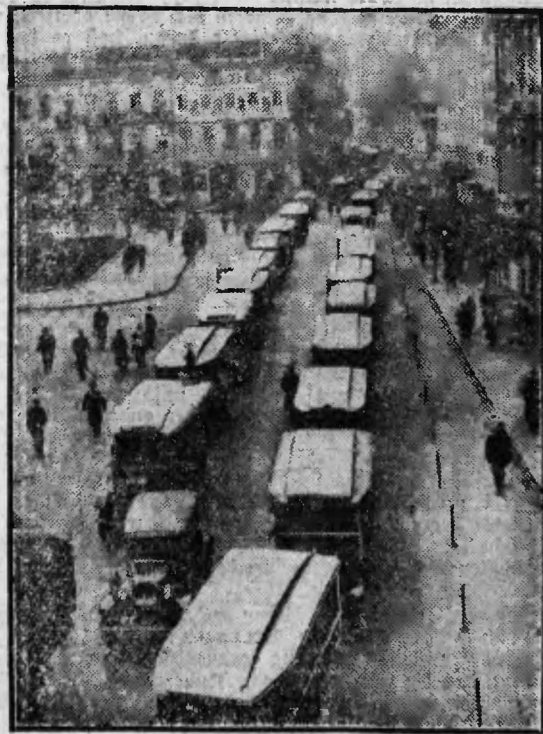
Bereits die erste Woche des neuen Jahres stand in Deutschland im Zeichen einer intensiven Arbeitsbeschäftigungspolitik. Das Eis scheint endlich gebrochen, die Starrheit gelöst zu sein. Wie ein befreiendes Aufatmen ging es durch das ganze deutsche Volk, als die Kunde kam, daß die Regierung weitere fünfzehnhundert Millionen Mark für Arbeitsbeschäftigungszwecke bereitgestellt habe. Selbstverständlich ist das Arbeitslosenproblem damit nicht aus der Welt geschafft, aber man soll diesen Anfang nicht unterschätzen. Mit fünfzehnhundert Millionen Mark läßt sich allerhand unternehmen, und das Wesentliche ist, daß diejenigen, denen diese Beträge zugute kommen, in die Lage versetzt werden, allerlei dringende Bedürfnisse zu befriedigen und damit andere Berufe, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, in Mahrung zu setzen. Die Lamine ist ins Rollen gebracht, und es kommt jetzt nur darauf an, daß man ihr das Weiterrollen ermöglicht. Doktor Gerete, der neue Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung, steht vor gewaltigen Aufgaben, aber er scheint der rechte Mann dafür zu sein. Die Bewilligung der fünfzehnhundert Millionen Mark haben wir besonders ihm zu verdanken. Er hat in der kurzen Zeit seit seinem Amtsantritt schon recht viel geleistet, vor allen Dingen einen scharfen Blick für das Wesentliche gezeigt und sich nicht mit Worten und Kundgebungen begnügt. Mit der Ernennung dieses Mannes zum Kommissar für Arbeitsbeschaffung scheint Herr von Schleicher jedenfalls keinen schlechten Griff getan zu haben.

Eine der schwersten Sorgen der Reichsregierung war und ist die trostlose Lage unserer erwerbslosen Jugend. In den letzten Jahren nahm diese Not ständig zu. Das Heer der erwerbslosen jungen Leute wuchs und wuchs, aber fast im gleichen Tempo verringerten sich die Unterstützungsbeträge. Durch die verschiedenartigen Notverordnungen kam es schließlich so weit, daß ganze Kategorien junger Arbeitsloser überhaupt keine Unterstützung mehr erhielten, sondern irgendwie von Eltern oder Verwandten durchgeschleppt werden mußten. Was das bedeutet, kann man sich vorstellen. Die Lage der meisten dieser jungen Leute war geradezu verzweifelt, denn Eltern und Verwandte sind nur in den seltensten Fällen mit irdischen Glücksgütern gesegnet. Der junge Mann oder das junge Mädchen, das sie zwangsweise mit durchschleppen mußten, wurde ihnen bei allem guten Willen bald zur Last. Die Jugend selbst verbrachte ihre Tage in einem Zustande ärgster Hoffnungslosigkeit. Berufliche Anstellungsmöglichkeiten gab es kaum. Es war ja nicht einmal möglich, einen schulentlassenen jungen Menschen in einer Lehrstelle unterzubringen, wenn man nicht über beträchtliche Geldmittel verfügte. Kein Wunder, wenn viele junge Menschen verwilderten, wenn die Zahl der Selbstmorde stieg und schließlich auch die von jungen Leuten verübten Kriminalfälle sich häuften.

Jedem Einsichtigen war es schon lange klar, daß hier einmal etwas Durchgreifendes geschehen mußte. Dieser notleidenden Jugend mußte unbedingt zu Hilfe gegangen werden. Den Anfang machte man mit der Einführung des freiwilligen Arbeitsdienstes, und der Erfolg dieses Unternehmens zeigte, wie stark Arbeitswille und Arbeitsfreudigkeit bei der Jugend sind. Aus allen Parteilagern strömten die jungen Menschen zum freiwilligen Arbeitsdienst, und heute sind es bereits mehrere Hunderttausend, die von dieser segensreichen Einrichtung Gebrauch machen. Hätte der Staat noch weitere Mittel zur Verfügung, so würden noch viel mehr junge Leute sich eingliedern.

Nun, Herr Dr. Syrup, dem die Leitung des freiwilligen Arbeitsdienstes übertragen wurde, hat erst kürzlich wieder durchblicken lassen, daß er sein Werk noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet. Man kann jedenfalls damit rechnen, daß die auf diesem Gebiete noch vorhandenen Ausbaumöglichkeiten nicht ungenutzt gelassen werden. Eine weitere Hilfe für die Jugend war der Erlass über körperliche Jugendertüchtigung, durch den bekanntlich die Zusammenfassung junger Leute in Übungslager verfügt wurde. Auch dieses Unternehmen trägt zunächst noch den Stempel der Freiwilligkeit, aber auch hier war der

Eine wirkungsvolle Protestaktion.



7 000 Autobusse und Taxis demonstrierten in Bukarest.

Ein riesiger Demonstrationszug bewegte sich kürzlich zum Protest gegen die geplante Verpachtung des Autobusverkehrs an eine ausländische Gesellschaft durch die rumänische Hauptstadt. Die Vorfahrt des unübersehbaren Zuges, den 3 500 Autobusse und 4 000 Taxis bildeten, dauerte einen halben Tag. Die Taxis hatten sich geschlossen, um gleichzeitig gegen die Benzinpreise zu demonstrieren.

Widerhall sehr groß. Allerdings hat sich das Reichsbanner gegen diese Sache erklärt, weil es der Auffassung ist, daß hinter dem Schlagwort „Jugendertüchtigung“ militaristisch-reaktionäre Pläne verborgen seien, die schließlich zu einem Mißbrauch der Jugend gegen die Interessen der Arbeiterschaft führen könnten. An der Schwelle des neuen Jahres erfolgte nun die Proklamierung des Notwerkes für die deutsche Jugend, und zwar durch einen Aufruf des Herrn Reichspräsidenten und durch gleichzeitige Bewilligung von neun Millionen Mark.

In dem Aufruf des Reichspräsidenten heißt es, daß mit der Inangabe dieses Notwerkes, der arbeitslosen deutschen Jugend Gelegenheit zu ernsthafter beruflicher Bildungsarbeit und anderer sinnvoller geistiger und körperlicher Betätigung gegeben werden soll. Jedem jungen Erwerbslosen soll täglich eine warme Mahlzeit gesichert

sein. Die gesamte Bevölkerung wird aufgerufen, freiwillig an diesem Notwerke mitzuarbeiten, insbesondere sollen alle Jugendverbände, Sportvereinigungen und andere Körperschaften, Geistlichkeit, Lehrerschaft, Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände das Werk fördern und ausbauen helfen. Der Reichsarbeitsminister ist ferner an sämtliche Landesregierungen, sowie an die kommunalen, karitativen, wirtschaftlichen und ähnlichen in Betracht kommenden Verbände heranketretet, um ihre Unterstützung zu erbitten. Jugend- und Wohlfahrtsämter, Berufsschulen und andere Einrichtungen, — alle diese Stellen, werden dringend ersucht, sich mit dem Hilfswerk zu befassen. Nun kommt es darauf an, daß diesem Ersuchen der Regierung auch in entsprechender Weise Folge geleistet wird. Die Regierung selbst ist bereit, alle Verbände, die sich dieser wichtigen Aufgabe unterziehen, in jeder Hinsicht zu fördern. Gedacht ist das Hilfswerk in der Weise, daß an allen Orten Kameradschaften von jungen Erwerbslosen gebildet werden, denen die jungen Menschen im Alter von fünfzehn bis fünfundsiebzig Jahren beitreten können. Diese Kameradschaften sollen mindestens vier Stunden täglich beisammen sein. Zwei Stunden davon sollen der beruflichen Fortbildung dienen, die übrige Zeit soll der sportlichen und geistigen Bildungsarbeit vorbehalten bleiben. Die Mahlzeiten nehmen die jungen Menschen während dieses Beisammenseins natürlich gemeinsam ein, so daß der Gedanke der Kameradschaft in jeder Hinsicht klar zutage tritt.

Es müßte sonderbar zugehen, wenn diese Einrichtung bei der Jugend nicht den erhofften Wiederhall fände. Das Drückendste am Zustande der erwerbslosen jungen Menschen war ja bisher die Inhaltslosigkeit und Leere der Tage. Hier wird durch das Kameradschaftsleben Abhilfe geschaffen. Gewiß ist auch dieses schöne Beginnen noch nichts Endgültiges. Arbeitsbeschaffung bleibt auch hier das Haupterfordernis, aber der rein menschliche Wert dieser Kameradschaften ist garnicht hoch genug einzuschätzen. Der junge Mensch spürt, daß er dem Staate etwas bedeutet, daß man sich um ihn bemüht, ihn nicht in seiner Arbeitslosigkeit trostlos dahinvegetieren läßt. Sein Wertgefühl wird gehoben, er kommt mit anderen zusammen, erhält Anregungen, wird geistig gefördert und lernt schließlich sein schweres Schicksal im Sinne der Gemeinsamkeit und der Volksverbundenheit betrachten. Schon diese Erwägungen allein rechtfertigen das Hilfswerk in seiner jetzigen Form vollauf. Schön wäre es freilich, wenn der Staat über die Neunmillionengrenze hinaus noch weitere Mittel flüssig machen könnte, damit den jungen Menschen auch in rein materieller Hinsicht geholfen werden könnte. Die 25 Pfennige, die sie pro Tag erhalten sollen, sind als „Lohnung“ nicht anzupreisen. Viele der jungen Leute sind entsetzlich abgeriffen und schlecht ernährt, viele haben, seit sie von der Schulbank herunter sind, noch keine Freude verspürt. Man sollte es ermöglichen, daß die Kameradschaften gelegentlich auch einmal eine gemeinsame Fahrt unternehmen könnten, man sollte Kameradschaftstreffen und ähnliche Dinge veranstalten, denn die Jugend braucht viel Freude. Auf jeden Fall aber ist das jetzt in Gang gesetzte Hilfswerk eine Maßnahme, die jeder Staatsbürger, gleichviel zu welcher Partei er sich bekennen mag, willkommen heißen muß. Ein Anfang ist gemacht, freuen wir uns dessen und helfen wir, jeder nach seinem Teil, aus diesem Anfang eine Bollenbung zu schaffen.

—sch.—

Polenfrage

Die Massenentlassungen in Ostoberschlesien.

Die schwere Wirtschaftskrise in Ostoberschlesien, über die wir bereits berichtet haben, hat nun, wie zu erwarten war, zu sehr umfangreichen Entlassungen von Arbeitern und Angestellten geführt. Die ostoberschlesische Arbeiterschaft ist dadurch in schwerster Bedrängnis geraten, und auch den Angestellten geht es nicht besser, denn die Erwerbslosenunterstützungen, die in Polen gezahlt werden, reichen nicht aus, um die Lebenshaltung auch nur einigermaßen zu bestreiten. Eine recht auffallende Erscheinung war es, daß in den Betrieben zuerst alle deutschstämmigen Arbeiter und Angestellten die Kündigung erhielten. An sich ist das nicht verwunderlich, denn jeder Staat trachtet heute danach, möglichst viel einheimische Arbeitskräfte zu beschäftigen. In Ostoberschlesien liegen die Dinge jedoch anders. Der deutsche Volksanteil hat dort Heimatrecht und ist durch die Genfer Konvention geschützt. Polen hat jedoch durch die Entlassungen bewiesen, daß es sich aus der Genfer Konvention nicht viel macht. Selbstverständlich haben sich die Entlassungen bei der Gemischten Kommission für Oberschlesien beschwert und gefordert, daß sie genau so wie die polnischen Staatsbürger behandelt werden. Ueber diese Beschwerden herrscht in Polen jetzt große Aufregung. Die Zeitungen erklären, niemand werde Polen zwingen können, staatsfeindliche Elemente zu beschäftigen, während abertausende polnischer Landsleute hungern müssen. Man darf gespannt sein, was die Gemischte Kommission für eine Entscheidung fällen wird. Die Arbeitslosigkeit unter der polnischen Bevölkerung ist riesengroß, das wissen wir in Deutschland natürlich aber trotzdem wäre es nicht nötig gewesen, in so demonstrativer Weise den deutschen Arbeitern und Angestellten zu kündigen. Hier liegt wieder einmal eine rein politische Aktion vor, über die bei gegebener Zeit noch zu reden sein wird. Werden die Kündigungen nicht rückgängig gemacht, dann wird man vom sogenannten Minderheitenschutz allerdings nicht mehr viel halten können.

Oesterreich bekommt Geld aus Frankreich.

Lange hat es gedauert, aber nun ist es soweit: Oesterreich erhält aus Frankreich eine recht beträchtliche Geldsumme auf dem Anleihewege. Was das bedeutet, wird jedem, der die politische Entwicklung in den letzten Monaten verfolgt hat, klar sein. Frankreich gibt die Anleihebeträge selbstverständlich nicht bedingungslos. Bei diesem Geschäft handelt es sich um einen rein politischen Vorgang, der gewissermaßen den Schlüssel unter das Anschlußkapitel legt. Oesterreich wird wirtschaftlich saniert, es darf als selbstständiger Staat weiterbestehen, diese Selbstständigkeit aber ist nur bedingt. Wirkliche politische Entscheidungen kann die österreichische Regierung nicht mehr treffen. Immer wird Frankreich das entscheidende Wort sprechen, und wie man in Paris über die Anschlußfrage denkt, das dürfte jedem Deutschen zur Genüge bekannt sein. Es fragt sich jetzt nur, ob das österreichische Volk auf die Dauer die Politik der Regierung gutheißen wird. Wir verstehen nicht, daß es in Oesterreich gewisse Volksschichten gibt, die sich mehr zu Frankreich als zu Deutschland hingezogen fühlen. Besonders in der Aristokratie und im besseren Bürgertum sind diese Leute zu finden. Die breiten Massen fühlen sich jedoch durchaus deutsch und haben mit den Franzosen nichts im Sinne. Hier muß die deutsche Diplomatie einbaken, wenn sie überhaupt noch etwas retten will. Man wird sehr behutsam und vorsichtig zu Werke gehen und vor allen Dingen die Zeit wirken lassen müssen. Geld ist nicht allmächtig, und es wird der Tag kommen, an dem die französische Anleihe aufgebraucht ist und Oesterreich vor neuen Schwierigkeiten steht. Bis dahin kann sich vieles gewandelt haben, und vielleicht ist dann Deutschland in der Lage, dem österreichischen Volke wirklich zu helfen und den großdeutschen Gedanken doch noch einmal zur Geltung zu bringen.

Zu den Bauernunruhen in der Steiermark.

Aus der Steiermark kamen in den letzten Tagen Berichte von Bauernunruhen. Die Polizei mußte zahlreiche Verhaftungen vornehmen, worauf seitens der Bauern mit einem Marsch nach Graz gedroht wurde. Daraufhin wurde die gesamte steirische Gendarmerie mobilisiert und zur Verhinderung weiterer unliebsamer Ereignisse feindmarschmäßig ausgerückt. Die steirischen Bauernunruhen sind zum Teil auf die schlechte Finanzlage der

Landwirtschaft in den an sich sehr fruchtbaren Gebieten zurückzuführen, der Hauptgrund aber ist die Abneigung der Bauern gegen das neue Krankentassegesetz, das jeden Landwirt zu erhöhten sozialen Leistungen zwingt. Die steirischen Bauern waren bisher nicht an allzu hohe Sozialabgaben gewöhnt, und sie fürchten, daß sie durch das neue Gesetz in noch schlimmere finanzielle Bedrängnis hineingeraten könnten. Diese Befürchtung ist nicht grundlos, denn es mußten in den letzten Monaten wieder eine ganze Anzahl steirischer Bauerngüter zwangsversteigert werden. Allerdings spielt bei den jetzigen Vorgängen auch die Politik eine große Rolle. Die Wählstimme der Bauern wird von rechts und von links auszuwerten versucht, sogar die Kommunisten haben Agitatoren in jene Gebiete geschickt, um bei dieser Gelegenheit ihre politischen Pläne etwas rascher vorwärts zu treiben. Es ist allerdings nicht zu befürchten, daß aus diesen Vorgängen eine ernsthafte Bedrohung für den österreichischen Staat entsteht. Die Machtmittel der Regierung sind sehr beträchtlich und würden im Ernstfalle ausreichen, um die Ruhe sehr schnell wiederherzustellen. Bis jetzt hat man nur die Gendarmerie aufzubieten brauchen. Wenn erst das Bundesheer eingreifen würde, dann wäre jeder Aufstand binnen kurzem im Keime erstickt. Die Regierung wird sich allerdings zu Verhandlungen mit den Bauern bereit finden und möglicherweise einer Abänderung des Krankentassegesetzes zustimmen müssen.

Die Wilna-Frage bleibt bestehen.

In den letzten Monaten spielten sich zwischen Polen und Litauen recht interessante Dinge ab. Polen hatte eine sehr geschickte Propaganda in die Wege geleitet mit dem Ziele, das litauische Volk zu einer Aufgabe seines Standpunktes in der Wilna-Frage zu bewegen. Die Stadt Wilna und das Wilnagebiet wurden bekanntlich von Polen seinerzeit gewaltsam besetzt und dem litauischen Staate dadurch entzogen. Darüber herrschte in Litauen bis jetzt einmütige und sehr tiefgehende Verbitterung. In den letzten Monaten aber hatten eine ganze Reihe maßgebender Männer den polnischen Außenminister Gehör geschenkt, und schon sah es so aus, als ob Litauen auf Wilna verzichten würde. Damit hätte Polen einen nicht unbeträchtlichen Erfolg errungen. Diese Hoffnungen sind nun durch einen Artikel des sehr populären litauischen Publizisten Doktor Porizki zerstört worden. In diesem Artikel weist er, es sei weder aus nationalpolitischen noch aus wirtschaftlichen Gründen zweckmäßig, eine Verständigung mit Polen gützuheizen oder gar Beziehungen zum polnischen Nachbarstaate anzuknüpfen. Litauen habe von Polen nichts zu erwarten. Selbst für den Fall, daß Polen von Deutschland angegriffen würde und das litauische Volk dem polnischen zu Hilfe käme, würde Polen keineswegs auf Litauen verzichten. Man rede in Warschau viel von der deutschen Gefahr, eine solche Gefahr aber bestehe nicht. Litauen habe jedenfalls keinen Grund, seinen Standpunkt in der Wilna-Frage zu ändern, und es werde allen Verirrungen einzelner zum Troste an seinem altbekannten Standpunkte festhalten. Zwischen Polen und Litauen besteht bekanntlich schon seit Jahren eine Art Kriegszustand, an dem sich, wie man aus dieser Kundgebung schließen kann, bis auf weiteres nichts ändern dürfte.

Italienisch-französische Annäherung?

Zwischen Frankreich und Italien scheint sich eine Art Annäherung vollziehen zu wollen. Die Initiative hierzu geht von Frankreich aus. Große französische Blätter haben Artikel gebracht, die man ohne weiteres als Freundschaftsangebote bezeichnen kann. In Italien verhält man sich zunächst abwartend. Die freundlichen Artikel werden zwar in der Presse erörtert, aber man erinnert Frankreich immer wieder daran, daß es den bekannten Londoner Vertrag von 1915 noch nicht erfüllt habe. Außerdem sind die italienischen Leitartikel der Meinung, daß Frankreich an den letzten Vorgängen in Jugoslawien nicht unschuldig sei. Man würde sich in Jugoslawien nicht erdreissen, in so provokierender Weise gegen Italien aufzutreten, wenn man nicht das mächtige Frankreich im Rücken hätte. Hier täuschen sich die italienischen Leitartikel vielleicht, denn die Zerstörung der Eisen in Trau und die anderen Vorfälle dürften kaum auf französischen Einfluß zurückzuführen sein. Sie sind eine rein jugoslawische Angelegenheit. Doch wie dem auch sei, uns Deutsche

interessieren in erster Linie die freundlichen Angebote, die Frankreich neuerdings den Italienern macht. Kommt es zu einer Wiederannäherung dieser zwei Nationen, dann ergibt sich daraus eine sehr weitgehende politische Neuordnung in Europa, und Deutschland würde gezwungen sein, seine Haltung Italien gegenüber ernsthaft zu revidieren. Italien ist heute für viele Deutsche die große Hoffnung, und es ist recht erfreulich, daß sich zwischen Berlin und Rom im Laufe des verflochtenen Jahres trotz vorübergehender Mißverständnisse ein so gutes Freundschaftsverhältnis angebahnt hat. Damit wäre es allerdings vorbei, wenn sich die Italiener nun ins Schlepptau Frankreichs nehmen ließen.

Amerika boykottiert Auslandswaren.

Die anhaltende Wirtschaftskrise in Amerika hat es mit sich gebracht, daß die amerikanischen Geschäftsleute auf allerlei Mittel und Wege trachten, um wenigstens einigermaßen Leben in ihre Betriebe zu bringen. Dabei sind sie nun auf den nicht gerade glücklichen Gedanken gekommen, einen großzügigen Boykott gegen alle Auslandswaren durchzuführen. Es ist besonders die Hearst-Presse, die sich für diesen Gedanken einsetzt, und leider haben die Artikel in den Hearstblättern ihre Wirkung nicht verfehlt. Die amerikanische Bevölkerung beginnt tatsächlich die Auslandswaren zu meiden. Überall sind Plakate mit der Aufschrift angebracht: „Kauft nur amerikanische Waren!“ Überall wird auf sehr wirksame Art für das rein amerikanische Erzeugnis geworben. Auch die Spitzenorganisation der amerikanischen Gewerkschaften, die in wirtschaftlichen Dingen einen sehr großen Einfluß hat, legt sich entschieden für den Boykott ein, und wenn die Bewegung so weiter geht, wird der amerikanische Markt bald für Europa verloren sein. Aber auch außereuropäische Staaten kommen dabei zu Schaden. So wurde zum Beispiel in den letzten Tagen ein Verbot der Einfuhr japanischer Glühbirnen erlassen. Für Japan ist das ein sehr empfindlicher Schlag, denn die Vereinigten Staaten bezogen bis jetzt sehr große Mengen japanischer Glühbirnen. Auch Deutschland wird die wirtschaftlichen Folgen der neuesten amerikanischen Parole bald zu spüren bekommen. Diese Entwicklung hat uns noch gefehlt. Schuld daran sind allerdings nicht wir, sondern die Staaten, die sich weigerten, ihre Kriegsschulden zu bezahlen, insbesondere Frankreich. Durch diese Weigerungen ist in den Vereinigten Staaten eine europafeindliche Stimmung geschaffen worden, die sich nun in der oben beschriebenen Weise auswirkt. Die Folgen des amerikanischen Boykotts sind für den Fall, daß er streng durchgeführt wird, gar nicht abzusehen.

Inflation in Amerika?

Seit einiger Zeit gehen sehr hartnäckige Gerüchte um, daß die Vereinigten Staaten demnächst eine planmäßige Inflationspolitik betreiben werden. Man habe drüben erkannt, daß es einen anderen Ausweg aus der Krise nicht gebe und das neue Parlament, das bekanntlich nach dem 4. März zusammentritt, werde unverzüglich Inflationsmaßnahmen beschließen. Diese Gerüchte gehen selbstverständlich von jenen Kreisen aus, denen eine Inflation erwünscht wäre, und das sind besonders die Farmer. Tatsächlich haben alle Hilfsmaßnahmen der Regierung gerade bei der Landwirtschaft versagt. Was soll nun geschehen? Das Elend der Farmer wird immer größer. Sie können ihre Produkte nicht mehr umsetzen und somit auch keine Steuern zahlen. Eine Inflation würde hier in der Tat erlösende Wirkung haben, weil sie die Farmer zunächst einmal von ihrer schweren Schuldenlast befreien und damit den bevorstehenden Zusammenbruch vieler landwirtschaftlicher Betriebe verhindern würde. Eine planmäßige amerikanische Inflationspolitik würde natürlich ungeheure Wirkung auch über die Grenzen Amerikas hinaus haben und viele andere Staaten, die heute noch an der Goldwährung festhalten, veranlassen, dem Beispiel Amerikas zu folgen. Wahrscheinlich würde dann das Ende der Goldwährung überhaupt gekommen sein, denn Amerika hat zurzeit immer noch den größten Goldschatz. Zunächst handelt es sich, wie gesagt, bei den Inflationsmeldungen nur um Gerüchte. Niemand weiß, was Roosevelt beabsichtigt. Aber es ist kaum anzunehmen, daß er eine so katastrophale Finanzpolitik betreiben wird. Immerhin empfiehlt es sich für unsere verantwortlichen Stellen, die Entwicklung der Dinge recht aufmerksam zu verfolgen.

Kunst und Theater.

Das Breslauer Stadttheater im Dezember.

Es ist an dieser Stelle schon oft davon gesprochen worden, daß, wie überall, auch bei unserer Opernbühne das Geheimnis des Rassen-Erfolges nicht nur in der vernünftigen Preispolitik, sondern weit eher noch im Aufbau und in der idealen künstlerischen Verwirklichung eines lebendigen, wohlgegliederten Spielplans liegt. Das Problem ist viel zu heikel, als daß man es mit wenigen Worten lösen könnte; wenn wir hier nochmals darauf eingehen, so geschieht es lediglich, um die Erfahrungen der ersten vier Monate dieser Saison, soweit wie möglich, den künftigen Entscheidungen nutzbar zu machen.

Ein Umstand fiel in letzter Zeit besonders auf: die Abwanderung von der Operette zur Oper. Nicht als ob nun etwa ein großer Teil der Operetten-Aufführungen vor leerem Hause vorstatten ginge; man konnte sogar — außer in den Vorweihnachtsfesten — mit dem Besuch recht zufrieden sein. Aber die Nachfrage nach dieser leichtesten Kost im Gesamtrepertoire des Stadttheaters ist bestimmt nicht mehr so rege, wie vor Jahresfrist. Worauf diese Wandlung beruht, ist im Augenblick schwer zu sagen; wir gehören jedenfalls nicht zu denen, die sie bedauern. Denn man muß sich darüber klar sein, daß die Operette ja doch für die Dauer kein wesentlicher Bestandteil im Spielplan eines Opernhauses bleiben kann. Trotzdem soll hier keineswegs für ihre Ausschaltung plädiert werden. Das Stadttheater braucht die Operette nach wie vor, und es hat darüber hinaus — fast jede Aufführung war ein Volltreffer — auch ein gewisses Vorrecht, diese Kunstgattung zu pflegen. Nur sollte die Intendanz darauf achten, daß dem sehr anspruchsvollen gewordenen Publikum solche reizlose Werke, wie die „Liebesstrategie“ und der (übrigens musikalisch feine) „Opernball“ in Zukunft erspart bleiben. Das Beste und Zugkräftigste ist gerade gut genug, um das Theater zu füllen. Und wenn, wie bei der „Blume von Hawaii“, das Zugkräftigste auch nicht immer das Beste ist, so werden — dessen sind wir sicher — Regisseur, Dirigent, Bühnenmaier und Darsteller alles daran setzen, um der Aufführung zu einem durchschlagenden Erfolge zu verhelfen. Wie sehr unser Operetten-Ensemble, bisweilen durch wertvolle Opernmitglieder unterstützt, das einmal erreichte Niveau zu halten versteht, beweist die Tatsache, daß die Wiedergabe des Italienischen „Teufelsreiter“ auch nach mehr als zwei Dutzend Aufführungen nichts von ihrer ursprünglichen Frische und Farbigkeit, von ihrem Humor und ihrer noblen Eleganz eingebüßt hat. Es war Hugo, Harry Payer, der temperamentvollen Träger der Titelrolle, auch für die Hauptpartie in Karl Komjatis Operette „Tango um Mitternacht“ zu verpflichten, die noch vor Jahresfrist heraus-

kommt; damit ist ein neuer Serienerfolg schon jetzt fast verbürgt. Falls sich, wie beim „Teufelsreiter“, wieder einmal eine geringe Preisverhöhung notwendig machen sollte, wäre es angebracht, sie je nach dem Wert des Abgabs zu staffeln; den einheitlichen Zuschlag empfindet das Publikum mit Recht als unfair. — Die Abwanderung zur Oper darf aber auch auf der anderen Seite nicht zu nachlässigen Experimenten führen; ich denke an „Mister Wu“, dessen Aufführung man als verspätete Ablösung für den toten D'Albert auffassen kann. Rein künstlerisch kam man bei uns, wie gesagt, über einen schwachen Versuch nicht hinaus. Und es gibt so viele Werke der zeitgenössischen Literatur, deren Kenntnis für uns recht wichtiger wäre! Hoffentlich stellt man im kommenden Jahre wenigstens einige der versprochenen Neuheiten zur Disposition.

Großen Anklang fand in Bezug auf Wert und Wiedergabe Jean Gilberts „Rausche Susanne“, die Anfang Dezember in völliger Reinszenierung herausgebracht wurde. Es ist anzuerkennen, daß die Intendanz nach Heuberger, Lohar und Kalmann nun auch einen Meister der reichsdeutschen Operette zu Wort kommen ließ. Das schon inhaltlich überaus reizvolle Werk hat Gilberts Ruhm lange vor dem Weltkrieg begründet; die Musik ist flott und spritzig, dabei von einer Qualität, um die ihn mancher seiner heutigen Kollegen beneiden könnte. Diese Schlager zünden auch ohne das raffinierte Instrumentarium des Jazz-Orchesters. Hermann Wehler hatte das Musikalische mit solcher Sorgfalt betreut, daß Wolfgang Friebe, den ich in einer der späteren Aufführungen dirigieren sah, kaum noch eine Schwierigkeit zu überwinden brauchte. Die Darstellung, unter der Regie Otto Dewalds, dem Julius Hahlo mit geschmackvollen Bühnenbildern assistierte, hat wieder jenen bezaubernden Schwung, der längst zum Merkmal aller Operetten-Aufführungen am Breslauer Stadttheater geworden ist. Als Susanne glänzt Anny Runze durch ihre immer reifer werdende Gesangskunst und ihr charmanter Spiel, das im Duo mit Dewald natürlich noch an Wärme gewinnt. Alles übrige fällt stimmlich gegen sie ab; darstellerisch sind bei Wilhelm, Renzhammer und Minna Lanz ein paar hübsche Pointen festzustellen. Einen eingelegten Fortschritt tanzten Anna Rappama und Alfred Salzmann mit erstaunlicher Virtuosität.

Auch „Friedemann Bach“, die mit einiger Spannung erwartete neue Oper Paul Graeners, wurde mit starkem Beifall ausgenommen. Die von Rudolph Lohar entworfene Handlung weicht in der Schilderung des tragischen Schicksals dieses genialen Sohnes von Johann Sebastian Bach erheblich von der Historie ab; sie fußt im wesentlichen auf dem vielgelesenen gleichnamigen Roman A. G. Brachpoppers, den sie allerdings in der Fäulung gewisser Unwahrscheinlichkeiten noch übertrifft. Aber der Operngeist ist — das kann nicht geleugnet werden — ungemein bühnenwirksam; er weist die richtige Mischung von Sentimentalität

und Heldentum, von lyrischen und dramatischen Momenten auf, die den Zuschauer fesseln und jeder Gestalt einen „guten Abgang“ sichern. Graener ist durch und durch Romantiker. Das hat er mehrfach in seiner Kammermusik und in seinen Liedern bewiesen, vor allem aber in der meisterlichen Vertonung der Hauptmannschen Traumbildung „Hanneles Himmelfahrt“. Der Reiz der melodischen Erfindung, der jene Partitur auszeichnete, ist im „Friedemann Bach“ nicht im entferntesten anzutreffen. Aber auch hier, wo der strenge Stil der Bach-Welt sich mit dem prunkvoll-graziösen des Dresdener Hofes verbindet, hat Graener manches seine Thema geschrieben; neben den beiden übernommenen Liedern „Rein Halmlein wächst auf Erden“ und „Willst du dein Herz mir schenken“, bildet den Höhepunkt der Oper der in einem wirklich begnadeten Augenblick empfangene Dank an die Frau Musica. Das Orchester, in dem Orgel und Cembalo das Zeitkolorit bestimmen, spricht zuweilen etwas kompakte Sprache; bedeutend leichtfüßiger ist der Dialog komponiert, auch dort, wo er aus dem Parlando ins Arioso übergeht. Die Aufführung zeugt von sorgfältiger Arbeit und — bis auf die Gruppentänze — auch von feinem Gespür. Werner Jacob hat alles getan, um die gegebenen Kontraste so wirksam wie möglich herauszustellen, und Julius Hahlo stellt mit dem vierten seiner Bühnenbilder alles in Breslau bisher Gezeigte in den Schatten. Bertha Arnold, bis jetzt erster Operetten-Liebhaber, überraschte in der Titelrolle durch vornehme Haltung und schönen, wenn auch stellenweise noch etwas flachen Gesang. Aus dem Ensemble heben sich Leo Weith und Herma Rastner als Graf und Gräfin Brühl, Erwin Frim als Baron Stemann, Susanne Stein als Ulrike und Andra als Organist Werberger vorteilhaft ab. Frida Elströms Antonie ist in Spiel und Gesang noch reichlich matt. Carl Schmidt-Belben interpretierte die Musik außerst leidenschaftlich, aber nicht immer mit der wünschenswerten Discretion. Im allgemeinen eine Aufführung, die starke Eindrücke hinterläßt.

M. H.



Togal

unübertroffen bei

Rheuma - Gicht

Kopfschmerzen

Ischias, Hexenschub, Erkältungskrankheiten.
Stark harnsäurelösend, bakterientötend! Absolut unschädlich! Ein Versuch überzeugt!

Deutsche Siedlungen im tropischen Südamerika.

Eine Million Deutsche wollen auswandern! — Wie sieht es drüben aus? — Heiße Zonen wenig geeignet. — Schwieriges Vorwärtshommen! — Südbrasilien ist kein „tropisches“ Land. — Wo holt man sich Rat?

In den verschiedensten Blättern des In- und Auslandes ist kürzlich von einem Plan die Rede gewesen, wonach nicht weniger als eine Million deutscher Volksgenossen in das Quellgebiet des Amazonasstromes angesiedelt werden soll. Wir haben den Leiter der amtlichen Auswandererberatungsstelle, Hubert Henrich, ersucht, uns über die Möglichkeiten der Durchführung solcher Pläne und über die Existenzfähigkeiten deutscher Siedlungen im tropischen Südamerika zu berichten. Im Nachstehenden geben wir seinen Ausführungen das Wort. D. Red.

In der letzten Zeit ist häufig ein Plan besprochen worden, der die Ansiedlung einer Million auswanderungswilliger Deutsche im Quellgebiete des Amazonasstromes vorsieht. Fraglos bieten einzelne Staaten Südamerikas ein gutes Auswanderungsziel. Die Zahl der dort ansässigen Deutschen und ihrer Nachkommen kann man auf annähernd eine Million schätzen. Davon haben aber kaum mehr als dreißigtausend ihren Wohnsitz in den Bereichen nördlich des Wendekreises des Steinbocks, also in der heißen Zone, die überwältigende Mehrheit hat sich südlich des Wendekreises niedergelassen, also in der gemäßigten Zone. Das umfaßt das ganze Uruguay und nahezu die gesamten Flächen der Republik Chile, Argentinien und Paraguay, sowie von der Bundesrepublik Brasilien die drei südlichsten Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná. Auf den Geviertkilometer flächen in diesen Strichen drei bis zehn Menschen, mithin ist für absehbare Zeit noch ausreichender Elbogenraum für neue Zuwanderer.

Es bedarf kaum einer näheren Erläuterung, daß es die klimatischen Vorzüge waren, die den Strom deutscher Ueberseesiedlung gerade in diese Striche gelenkt haben. Die Temperaturen sind gewiß höher als zwischen den Alpen und der Ost- und Nordsee, selbst tieferfrei sind nicht alle Bezirke dieses Riesengebietes von 4½ Millionen Geviertkilometern, und nicht jede deutsche Siedlung erfreut sich dort einer hohen Blüte, zumal jetzt unter der Weltkrise. Aber die Erfahrung langer Jahrzehnte hat gelehrt, daß deutsche Siedlungen im tropischen Südamerika nicht recht vorankommen.

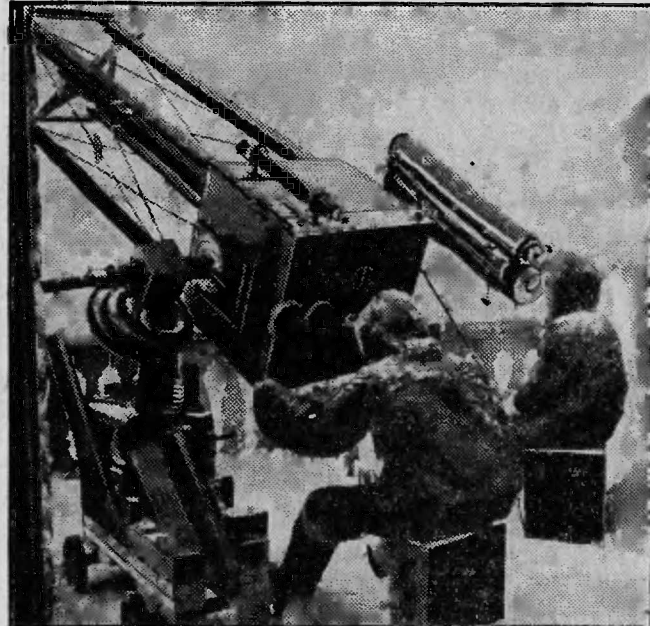
Drei solcher Siedlungsoasen im tropischen Südamerika sollen hier kurz behandelt werden, nämlich das venezolanische Tovar, das peruanische Pozuzo und die Kaffeebauern des brasilianischen Staates Espirito Santo.

Tovar liegt 20 Kilometer Luftlinie, aber 70 Kilometer Gebirgsweg von der zehntausend Einwohner zählenden Eisenbahnstation Victoria entfernt, 1800 bis 2000 Meter hoch, und wurde 1843 von 358 Bodenern gegründet. Wenn 1920 die Einwohnerzahl mit 850 angegeben wird, so ist das in drei Menschenaltern nur ein geringer Fortschritt; eine Erklärung dafür ist die kulturelle und wirtschaftliche Isolierung der Kolonie. Man mag es als erwünscht bezeichnen, durch Herbeiführung einiger deutscher Neusiedler die Stagnation zu beenden, aber für die Bildung einer ausgebreiteten deutschen Siedlung fehlt in dem gebirgigen Gelände der Raum, für den Abfuhr der Erzeugnisse ein Wegnetz, und für die sonst rentable Kaffeekultur ist die Lage schon zu hoch.

Diese Feststellungen gelten auch für das peruanische Pozuzo. Das Geburtsjahr dieses Städtchens Ueberseedeutschland ist 1857; die ersten Siedler waren Tiroler und Ländler, die ein Freiherr Damian von Schütz herbeibrachte, nachdem er zuvor in Peru das Gelände erkundet und mit der dortigen Regierung Verhandlungen gepflogen hatte. Unsere Landsleute waren gezwungen, fünfzehn Monate zu warten, ehe sie an das vorgezeichnete Ziel gelangten; die Zufahrtsstraße war bei ihrer Ankunft erst zu

einem Drittel gebaut, ein betrügerischer peruanischer Präfect hatte die Gelder veruntreut. Wenn es auch nicht so eingetroffen ist, wie damals ein deutscher Kaufmann aus Lima in deutschen Zeitungen schrieb, daß „die Hälfte der armen Betrogenen in sechs Monaten dem heißen, verpesteten Urwaldklima der ausserlehnen Gegenden oder feindseligen Indianerstämmen, wilden Tieren und giftigen Schlangen zum Opfer fallen werde“, so müssen doch die Aussichten der heute mit 360 angegebenen Bewohner Pozuzos als wenig günstig bezeichnet werden. Die nahegelegene, 15000 überwiegend indianische Einwohner zählende Bergstadt Cerro de Pasco ist kein genügendes Absatzfeld. Lima und sein Hafen Callao und die anderen Häfen sind in der Luftlinie nur ein paar hundert

Auf der höchsten Sternwarte Europas.



Beobachtung am Refraktor auf dem Observatorium, das mitten in ewigem Schnee und Eis des Jungfrauochs, 3475 m hoch, untergebracht ist. Die klare Luft, die in dieser Gebirgswelt herrscht, läßt natürlich eine weit bessere Beobachtung zu, als sie in niederen Regionen möglich ist.

Kilometer entfernt, aber nur auf Saumpfaden über mehrere Kordillerentetten zu erreichen. Mit einem Paddelboot kann man wohl den Pozuzofluß hinabrufen und allmählich in den Amazonas und zu dessen 6000 Kilometer entfernter Mündung gelangen, aber die Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse vertragen einen derartigen Transport nicht. Der vor 75 Jahren unternommene deutsche Kolonisationsversuch in den peruanischen Anden ermutigt also nicht zu weiteren Fortsetzungen.

Bei den deutschen Kolonisten in dem nördlich von Rio de Janeiro, also in der heißen Zone gelegenen, brasilianischen Staate Espirito Santo, handelt es sich um eine größere Anzahl von Siedlern. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann die deutsche Einwanderung. Größere Scharen, vornehmlich Pommeren, trafen in den sechziger Jahren ein, so daß heute etwa eine halbe Million Hektar, ein Reutel des gesamten Staats-

gebietes, mit deutschen Siedlungen bedeckt sind. Ernst Wagemann errechnet die Zahl der Siedler auf 16000 bis 18000, das Vier- bis Fünffache der Einwandererzahl. Sie treiben ein wenig Viehzucht, hauptsächlich Schweinehaltung, und sind Selbstversorger in Brotfrüchten, Mais, Gemüse und Obst. Die Erzeugung für den Absatz ist der Kaffee, der der ganzen Wirtschaft die Richtung gibt, aber weder nach Güte, noch an Menge den Durchschnitt anderer Kaffeeproduktionsländer erreicht. Die deutschen Kolonisten produzieren etwa ein Siebentel der gesamten Kaffeenernte des Staates Espirito Santo und leiden natürlich heute sehr unter dem Tiefstand der Preise. Anlage, Pflege und Ernte einer Kaffeepflanzung macht dauernd viel Arbeit und Mühe und orientiert die Wirtschaft einseitig.

Wenn auch die deutschen Höfe in Espirito Santo, durchschnittlich 50 Hektar, in ihrem Gesamteindruck durch Ordnung und Sauberkeit sich vorteilhaft vor denen der anderen Nationen abheben, so sind doch ebenso viele Mängel vorhanden. Die Wirtschaft ist Raubbau, der ungebüngte Boden gibt 15 bis 40 Jahre Erträge, dann ist der Besitzer gezwungen, sich neue Weiden zu suchen. Das Einseitige der Kaffeekultur, mit ihrer Abhängigkeit von Weltmarktpreisen, ist auch kein Vorteil. So führen diese Landsleute wohl ein auskömmliches Dasein, das Hunger und brennende Not nicht kennt, aber ein Vorwärtstreben ist selten zu beobachten. Es stellt sich im Tropenklima eine gewisse Erschlaffung ein, die allerdings mehr geistiger als körperlicher Art ist. Generalarzt Dr. Steudel, ehemals der maßgebende Fachmann der deutschen kolonialen Verwaltung, hat sich schon vor Jahrzehnten dahin ausgesprochen, es sei anzunehmen, daß bei dauerndem Aufenthalt in tropischen Hochländern der Organismus des Europäers, und zwar besonders das Nervensystem, eine Veränderung erleidet, wenn nicht in der ersten, so doch in der zweiten und den folgenden Generationen. Das gilt nicht im gleichen Maße für die Romanen, die Italiener und Portugiesen, wie für unsere germanischen Landsleute. Allerdings wird das durch den deutschen Arbeitswillen und die Tatkraft wieder ausgeglichen.

Durchaus für deutsche Siedler passend sind die brasilianischen Landesteile außerhalb der heißen Zone. Daß sie einer deutschen Kolonisation bessere Vorbedingungen bieten, bekräftigt der Heidelberger Geograph Alfred Hettner, ein besonderer Kenner Südamerikas: „Südbrasilien ist kein tropisches Land, wie das große Publikum immer wieder glaubt. Der Deutsche behält hier seine volle körperliche Rüstigkeit und geistige Spannkraft. Aber auch keine harten Winter und kein Nahrungsmangel zehren an seinem Mark. Daher ist er gesund und wird alt. Unglaublich ist sein Kinderreichtum; denn Kinder sind keine Last, sondern eine willkommenen Hilfe bei der Arbeit. Von Jugend auf im Freien, in beständiger körperlicher Übung, dabei gut genährt, unter mildem Himmel, werden sie größer, kräftiger, schöner als im deutschen Vaterlande.“

Die Frage, ob auf südamerikanischem Boden durch „Auswanderung von 250000 deutschen Familien Arbeit und Brot für eine Million Landsleute“ geschaffen werden könne, ist also zu bejahen. Wenn auch dafür nicht nur Monate und Jahre, sondern Jahrzehnte erforderlich sind. Abzulehnen ist aber erstens jeder Plan, der dafür südamerikanische Striche innerhalb der heißen Zone ins Auge faßt, und zweitens der Irrwahn, als ob wahllos in kurzer Frist deutsche Großstadtmenschen in die entbehrungsreiche Umwelt von Urwaldgebieten verpflanzt werden könnten. Organisationen zur Ueberleitung auswanderungswilliger Deutsche nach geeigneten Teilen Südamerikas bestehen in genügender Zahl. Wer sich darüber unterrichten will, wende sich an die hierfür eingerichteten Auswandererberatungsstellen. Die für die beiden schließlichen Provinzen befindet sich in Breslau V, Friedrichstraße 3, I.

AUS DEN GERICHTSSÄLEN

Der falsche Krause.

Das war wieder einmal so — und ein Sährchen hinter Gittern wäre fällig gewesen. Aber Glück muß der Mensch haben, wenn auch manchmal ein wenig Nachhilfe notwendig ist. Schuld an der ganzen Misere war Fritz W., ein junges Kerlchen, dem es eines nachts eingefallen war, mit einem Helfer auf Raub auszugehen. Diesen Helfer hatte er in Breslau kennengelernt, und sie waren nach kurzer Aussprache übereingekommen, in der Nacht vom 6. zum 7. Mai (vergangenen Jahres) dem Schüttboden eines großen Gutes nahe bei Breslau einen wohlmeinenden Besuch abzustatten. Allein hätte sich nämlich die Sache nicht gelohnt; mehr als ein Zentner ließ sich auf einem Fahrrad nicht fortbringen. Zu zweien aber konnte man schon das doppelte schaffen, und wer hat, der hat! Darum also hatte sich Fritz nach einem Helfer umgesehen. Von diesem Auserwählten wußte er allerdings nur, daß er Krause hieß und in M. beheimatet sein sollte. Daß der Kumpen einen solchen alltäglichen Allersweltstnamen trug, war für die dunklen Zwecke Frigens nur von Vorteil.

In einer schönen Maiennacht fuhren die beiden also los. Fritz kannte den Weg und auch das Gut sehr genau, denn er hatte noch vor nicht allzu langer Zeit an dieser Stelle sein Brot verdient. In der Nähe der Gebäude stiegen sie ab, horchten eine Weile, ob sich auch nichts rühre, und dann machte sich Fritz an die Arbeit. Das Diebesglück war ihnen wohl gesinnt. Lange Stangen standen nämlich im Hof, angelehnt an die Mauer, die Frigens besonderes Interesse gefunden hatte. Die Stangen reichten sogar bis hinauf zu den drahtvergitterten Fenstern des Schüttbodens! Einfacher konnte sich's Fritz wirklich nicht wünschen. Ohne lange Ueberlegung machte er sich an die Erprobung seiner turnerischen Fähigkeiten. Geschwind wie ein Affe kletterte er an einer der Stangen empor, drückte mit sanfter Gewalt das Drahtgitter vor dem Schüttbodensfenster ein, und mit langem Satz stand er zwischen den Bergen von Gerste und Roggen. Nun hieß es, rasch an die Arbeit zu gehen. Krause stand ja auf seinem Posten. Und die Leute schliefen hier alle fest und schwer, wie es nach mühsamer Tagesarbeit selbstverständlich ist.

Ein wenig unheimlich war es ja hier oben. Wenn er den Atem anhielt und in die Dunkelheit lauschte, ob sich etwa irgendwo was rührte, dann erschrak er vor

seinen eigenen Herzschrägen. Dann aber faßte er Mut, und im Nu hatte er vier Säcke mit Getreide vollgeschaukelt. Auf der anderen Seite, wo sich die Ladetür

Sie genieren sich doch nicht etwa



anzubieten, weil sie nur 3½ Pf. kostet? Das wäre, mit Verlaub gesagt, töricht. Ist OBERST doch eigentlich eine 5 Pf.-Zigarette, die zum Unterschied von vielen billigen Marken ein hohes Geschmacks-Niveau hat — genau so wie früher, als sie noch 5 Pfennig kostete.

OBERST
die 3½ Pf.-Zigarette

bei der nach teurer Marken Art
sich Milde mit AROMA paart.

WALDORF ASTORIA G. M. B. H.

zum Schüttboden befand, stand Krause bereit, um die Beute in Empfang zu nehmen. Von innen konnte Friß die Ladeluke öffnen, und so wurde ein Sack nach dem anderen hinabgelassen. Endlich stand Friß wieder draußen im Freien; nun kam der zweite Teil des verbrecherischen Abenteuers. Es galt, die Beute heimzubringen. Das gab einige Schwierigkeiten. Zwei Säcke auf einmal — das war nicht zu machen. Also nahm jeder erst einmal einen Sack, dann fuhren sie damit in Frißens Wohnung. Dort angekommen, luden sie ab und machten gleich wieder Kehrt, um den zweiten Zug zu holen. Untermwegs aber gab es ein Malheur: Frißens Helfer, der gute Krause, verlor seine Gerstenladung. Der Sack war aufgeplatzt, und der Erntesegen rieselte auf die Erde. Da ließ sich nichts machen, denn es schien nicht ratsam, auf der nächtlichen Landstraße länger zu verweilen als nötig. Immerhin: auch drei Sack lohten das Vergnügen schon. Am schlechtesten war Krause abgeschnitten, da er seinen Anteil verloren hatte. Frißens Mutter schlief einen festen Schlaf in jener Nacht. Sie hörte jedenfalls nichts von der beladenen Heimkehr ihres Sohnes, denn sie hätte ihn wahrscheinlich samt seiner Beute auf den Trab gebracht.

So aber war sie nicht verwundert, als sie im Laufe des nächsten Tages die drei Säcke im Schuppen stehen sah. Sie nahm an, daß Friß das Getreide von dem Bogt des benachbarten Gutes bekommen hatte, bei dem er in letzter Zeit öfters Mithilfe gemacht hatte. Sie fragte daher nicht viel, zumal sie mit ihrem ungeratenen Sohn sowieso nicht zu Rande kam. Viel Freude hatte er ihr noch nicht gemacht; er lag ihr auf der Tasche und benahm sich keineswegs, wie es eines Sohnes geziemt. So wollte sie wenigstens sehen, daß er sein verdientes Getreide mit Vernunft an den Mann brachte und nicht das ganze Geld wieder verflüchtete. Als sie sah, daß er Anstalten machte, die Säcke aufzuladen und in die Stadt zu fahren, da dirigierte sie die Sache um.

„Daß mal sein!“ rief sie. „Pferd und Wagen brauch' ich jetzt, denn ich muß nach Kothle fahren. Aber die Säcke kann ich dir ja mitnehmen!“

Friß war einverstanden. Es war ja nur zu begreiflich, daß ihm dieses Angebot der Mutter sehr gelegen kam. Bei ihr konnte niemand Verdacht schöpfen, wenn sie zwei Säcke Getreide verkaufte; hatte sie doch selbst Ackerland und stets Getreide im Schuppen.

Nichtsdestoweniger sah Frau P. ihre Hoffnung unerfüllt bleiben. Sie hatte zwar gut verkauft, aber Friß forderte frech und gottesfürchtig den ganzen Erlös für sich, und so blieb ihr nur übrig, ein paar gute Ratschläge in den Wind zu sprechen.

Friß brachte auch dieses Geld unter die Beute, freilich auf seine Art, und dann lebte er wieder von Mehlsuppe und anderen bescheidenen Genüssen, die er sich selbst zubereiten mußte, weil die Mutter es endlich satt hatte mit ihm. Sie hätte nur schon früher andere Seiten mit ihm aufziehen sollen. Dann wäre es vielleicht nicht erst soweit gekommen, daß sie an ihrem Sohne zur Hehlerin wurde. Dies nämlich war der Endeffekt: der nächtliche Besuch auf dem Schüttboden beschäftigte alsbald den zuständigen Landjäger, und eines Tages hatte man den Dieb gefaßt. Ein Sack Getreide konnte noch beschlagnahmt werden; Friß sah ein, daß Leugnen keinen Sinn mehr hatte. Die Polizei aber wollte sich mit seinem Geständnis noch nicht begnügen. Er sollte sagen, wer ihm geholfen habe. Das war nun schlimm, denn Friß wußte von seinem Freunde doch eben nur, daß er Krause hieß, wie tausend andere und in M., wenn das stimmte, zu Hause sei. Zuerst glaubte man, daß Friß nach alter Übung mit jenem Krause nur „den großen Unbekannten“ ins Treffen führen wolle. Aber nach einigem Nachforschen hatte man wirklich einen Krause am Schlafittchen, der nicht nur aus M. stammte, sondern sogar schon mehrfach vorbestraft war. Zurzeit sah er wegen einer anderen Sache in Strafhast. Als man ihn vernahm, stellte er sich wie dumm und behauptete fest und steif, von dieser Sache keine blasse Ahnung zu haben. Die Polizei und der Untersuchungsrichter ließen ihn gewähren; das war ja nichts Neues, daß einer meinte, sein Name sei Hase und er wisse von nichts. In der Hauptverhandlung würde sich die Sache schon herausstellen.

Aber nicht nur Friß P. und Krause, sein Kumpan, sondern auch Frißens Mutter wurde angeklagt. Ja, noch ein vierter mußte auf der Anklagebank Platz nehmen. Ein gewisser J., Schwager des bösen Friß und Schwiegersohn der Frau P. Bei ihm war Friß eines Tages mit etwa 25 Pfund Körnerfutter für das Viehzeug erschienen. Und da Friß sehr häufig sich bei ihm als ungebeter Tischgast einfindet, und die Schwiegermutter durch ihn öfter einmal etwas Gerste oder Hafer mitschickte, so hatte er die 25 Pfund bedenkenlos angenommen. Der Landjäger aber hatte gemeint, daß Herr J. um die traurige Herkunft der Körner Bescheid gewußt habe. Also: Fehler Nummer 2!

Friß mußte vor Gericht erzählen, wie er zu seinem nächtlichen Ausflug gekommen war, und wie er sich die Beute geholt hatte. Dann kam Krause dran, der aus der Strafhast vorgeführt worden war.

„Na, Krause, nun erzählen Sie einmal!“

Der Mann in der Sträflingskleidung schüttelte den Kopf und erhob sich.

„Ich weiß von nichts, hoher Gerichtshof! Ich war bei der ganzen Sache nicht dabei. Das hab ich schon der Polizei gesagt!“

Allseitiges Staunen und unglaubliches Lächeln. Der Richter wendet sich triumphierend an Friß:

„Du hören Sie, Herr P., jetzt will ihr Freund Krause gar nicht dabei gewesen sein!“

Da lächelt Friß. Und grinsend stellt er fest:

„Ja, das ist ja auch der falsche Krause! Den hier kenne ich nicht!“

Das Staunen wächst.

„Ich denke, es soll ein Krause aus M. gewesen sein, der Ihnen bei dem Einbruch geholfen hat? Und das ist hier der Krause aus M.“, wendet der Richter ein.

„Das ist aber nicht der Richtige! Der sah ganz anders aus, und den hier kenne ich nicht!“

Friß bleibt dabei, und auch der falsche Krause gelobt, daß er wahrlich der falsche sei. So beteuern sie beide, einander nicht zu kennen, und sie vermeiden es geflissentlich, einander ins Gesicht zu sehen. Ein bißchen komisch das Ganze, aber immerhin im Bereiche der Möglichkeit. Der falsche Krause wird auf diese Weise zweifellos freigesprochen werden müssen; denn gesehen hat ihn keiner, und der einzige Belastungszeuge, nämlich der Mithilfe, schwört Stein und Wein, daß man ihm einen falschen Krause gebracht habe.

Der Staatsanwalt hat inzwischen ein altes Aktenstück herbeiholen lassen. Plötzlich spielt er einen neuen Trumpf aus.

„Hier! Hier haben Sie, Herr Krause, selbst einmal ausgesagt, daß Sie den Friß P. von der früheren Arbeitsstelle her kennen! Na, was sagen Sie nun?“

Betretenes Schweigen. Dann räuspert sich der nun fast wieder richtig scheinende Krause:

„Das muß ein Irrtum sein, hoher Gerichtshof!“

Und auch Friß beteuert noch einmal in schlechtem Deutsch:

„Der Mensch kenn' ich nicht!“

Ausschneiden!
An die Police heften!

AB 1. JANUAR 1933

ist die Adresse für alle Unfall- u. Todesfallanmeldungen sowie für alle sonstigen Mitteilungen in Versicherungsangelegenheiten

LEIPZIG C1

DRESDNER STRASSE 1

Die Versicherung der Abonnenten unserer Zeitschriften wird wie bisher von den beiden Gesellschaften **Nürnb. Lebensversicherungs-Bank** und **Braunschweigische Lebensversicherungs-Bank A.-G.** gewährleistet. Es genügt für alle Zuschriften ab 1. Januar 1933 folgende Adresse:

An die
Geschäftsstelle Leipzig
für die Abonnentenversicherung der
Curt Hamelschen Zeitschriften

LEIPZIG C1
Dresdner Straße 1

Um alle Schadenfälle und Anfragen pünktlich bearbeiten und erledigen zu können, bitten wir alle Abonnenten, von dieser Adressenänderung freundlichst Kenntnis zu nehmen und alle Briefe, die für die Versicherungsgestaltung bestimmt sind, in Zukunft nur nach Leipzig zu richten.

DER VERLAG

Der Sieg des Staatsanwalts scheint doch recht ungewiß zu sein. Wenn auch der falsche Krause einmal etwas gesagt hat, so ist damit noch keineswegs bewiesen, daß er im vorliegenden Falle dabei gewesen ist. Dennoch beantragt er für den falschen Krause, weil er ihn für den richtigen hält, ein Jahr Gefängnis, für Friß P. fünf Monate. Herr J. soll freigesprochen werden, aber Frißens Mutter soll 60 Mark wegen Hehleri bezahlen.

Nun haben die beiden das letzte Wort. Friß bittet um mildernde Umstände, und Krause plappert das getreulich nach.

„Ich bitte auch um mildernde Umstände...“
Krause! Wie kannst du bloß...? Ich denke, du bist unschuldig? So möchte man in ehrlichem Erstaunen ausrufen.

Der Richter macht einen Schritt auf ihn zu. Auf er hatte nicht erwartet, daß Krause um mildernde Umstände bitten würde, wo er doch unbeteiligt zu sein behauptet und einen Freispruch fordern mußte.

„Krause! Wollen Sie nicht lieber endlich zugeben, daß Sie der Richtige sind? Sie haben sich doch jetzt selber gewissermaßen...“

„Ich bitte um mildernde Umstände“, fällt ihm Krause ins Wort, denn er hat endlich kapiert, was ihm da herausgerutcht ist. „Ich bitte um mildernde Umstände, weil ich von der ganzen Sache nichts weiß!“

Hat er sich also wirklich nur falsch und schlecht ausgedrückt? Ist er der falsche Krause? Ist er der Richtige? Weiß er wirklich nichts davon, und hat er diesen plumpen Abscheßgang nur in seiner Aufregung hervorgebracht, oder hat ihm hier das Unterbewußtsein einen Streich gespielt und die Rolle des Verräters übernommen?

Während der Beratungspause tönt das unaufhörliche Schluchzen der Frau durch den Raum, die nach einem arbeitsreichen Leben auf ihre alten Tage noch wegen Hehleri bestraft werden soll. Der Staatsanwalt glaubte nämlich nicht, daß sie der Meinung gewesen wäre, Friß hätte sich drei Zentner Getreide auf einmal verdient. Tränen allein vermögen auch den humansten Staatsanwalt nicht zu überzeugen.

Das Gericht verkündet nach eingehender Beratung das Urteil. Es hält den bibbernden Krause für den falschen und spricht ihn frei. Allerdings mit der kleinen Einschränkung, daß er der Tat sehr verdächtig erscheine. Friß muß auf 5 Monate ins Kittchen und seine Mutter soll ihre hehlerische Mithilfe mit 12 Reichsmark büßen. Herr J. wird bedingungslos freigesprochen.

Der falsche Krause wird abgeführt. Er hat auch jetzt für Friß nicht einen Blick übrig.

Und wie gesagt, Glück muß der Mensch haben! Viele Hunde heißen Pudel! Und viele Menschen heißen Krause.

Das mit den mildernden Umständen war ja ein bißchen ungeschickt, gewiß! Aber die Hauptsache: man hatte ihn freigesprochen! Und deshalb lehrte er strahlend in seine Zelle zurück.

Glück im Unglück.

Ja, das kommt gewiß nicht alle Tage vor, was dem braven Müllergesellen B. geschah. Da fuhr er eines Tages mit seinem Motorrad die Höfchenstraße hinauf und über die Gartenstraße, nichts ahnend und guter Dinge, fleißig hupend und das Trommelfell der unbekannten Fußgänger durch den Motorgesang seiner Maschine heftig attackierend. Just an der Kreuzung aber kam ihm ein Kraftwagen in den Weg, der in seine Fahrbahn einlenkte; die Sache sah sehr brenzlig aus für Herrn B. und er glaubte richtig zu tun, wenn er die Bremse zog. Dann aber — alles in Sekundenchnelle — überlegte er sich's anders und gab wieder Gas...

Und das Unglück war geschehen! Durch das unvermutete Stoppen kam der Lenker des Autos in Bedrängnis. Er konnte seinen Wagen, obwohl er langsam fuhr, nicht rechtzeitig zum Stehen bringen und das Motorrad wurde gestreift. Die Feder der Vorderachse erzwang Herrn B.s Fuß der auf der Pedale ruhte und das schmerzvolle Ende war ein komplizierter Knöchelbruch.

Herr M., der Lenker des Autos, war unglücklich über dieses Mißgeschick, zumal ihm ebenförmig Schuld daran traf wie sein Opfer. Herr B. hatte genug mit seinem zerquetschten Fuß zu tun; aber auch er konnte nicht recht begreifen, wie es zu diesem Unfall gekommen war. Beide waren langsam gefahren, wie es an einer Kreuzung gar nicht anders möglich ist, und beide hatten ihr möglichstes getan, um nicht noch andere zu gefährden. Immerhin: der Knöchel war futsch und ein langes Krankenzimmer war die Folge. Da die Polizei den Unfall beobachtet und alles weitere veranlaßt hatte, gab es für Herrn M. eine Anzeige wegen Vergehen gegen das Kraftfahrzeuggesetz und schwerer Körperverletzung.

Die Verhandlung ging schnell vonstatten. Die Aussagen aller Beteiligten stimmten fast völlig überein, so daß der Staatsanwalt diese Tatsache mit Recht als eine erfreuliche Seltenheit preisen durfte. Herr M. hoffte freilich, daß er ganz frei kommen würde. Aber daraus wurde nichts. Wenn er nämlich so langsam gefahren und so aufmerksam gewesen wäre, wie es das Gesetz vorschreibt (ohne jemals erfüllt zu werden!), dann hätte er sein Fahrzeug eben noch „rechtzeitig“ zum Stehen bringen können und müssen.

Manchmal sind es nur ein paar lumpige Millimeter, die entscheiden. Entscheiden über Tod und Leben, Krankheit und Elend, Lust oder Schmerz. Hier war es so. Und dennoch — schuld war Herr M.

Das Gericht machte es milde. Fünfzehn Mark soll Herr M., der Reisender von Beruf ist, bezahlen.

Es ist dabei berücksichtigt worden, daß der Verletzte durch sein unvermutetes Bremsen den Unfall mitverschuldet hat, und daß Herr M. sich um den Verletzten in jeder Weise bemüht und ihm auch für die Zukunft geholfen hat.

So sprach der Richter in seiner Urteilsbegründung, aus der u. a. auch die erfreuliche, fast ans Wunderbare grenzende Tatsache hervorging, daß Herr M. seinem Opfer eine Stellung in seiner Firma besorgt hat.

Das kann man wohl Glück im Unglück nennen. Herr B. kommt auf diese gewiß recht ungewöhnliche und nicht ganz schmerzlose Weise zu einer Stellung. Welch seltsamer Zufall ist es auch, daß Herr M. gerade eine Mühlenfirma vertritt, so daß der Müllergeselle dort sein gelerntes Handwerk ausüben vermag. Vertäuflich ist der Fuß noch nicht völlig geheilt; aber sobald Herr B. wieder hergestellt ist, weiß er wenigstens, wo er Brot und Lohn verdienen wird. Und das ist heute gewiß ein schöner Trost.

Kleine Gerichts-Chronik

Die Irving Trust Compagnie, die Treuhänderin der bankrotten Kreuzer-International Match Compagnie, hat acht Direktoren verschiedener amerikanischer Gesellschaften auf insgesamt 250 Millionen Dollar Schadenersatz verklagt. Den Direktoren wird zur Last gelegt, die Kontrolle über diese Tochterfirma des Kreuzerkonzerns fahrlässigerweise zwar Kreuzer anvertraut und dadurch ihre eigenen Aufsichtspflichten in größtmöglicher Weise verletzt zu haben.

In Bad Landeck gelang die Festnahme eines Mannes, der in 217 (!) Fällen Kirchen einbrüche und Verwüstungen vorgenommen hat. Der Festgenommene nennt sich „von Budnick“ und soll Führer eines nationalen Jugendbundes in Schlesien sein. Der fleißige Kirchenhändler hat sich ausnahmslos katholische Kirchen für seine einträglichen Raubzüge ausgesucht.

In Köln wurden kürzlich der Leiter der „Postreklame Köln“ und dessen Vertreter verhaftet. Sie haben in den letzten Monaten nicht weniger als 500 000 Mark amtlicher Gelder unterschlagen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß im Verlauf der Ermittlungen noch neue Verhaftungen vorgenommen werden müssen.

Im Verein der deutschen Kornbrennereibesitzer und Preßhefefabrikanten ist ein großer Betrugsfall aufgedeckt worden. Der Hauptschuldige ist der Vorsitzende höchstpersönlich. Er soll in umfangreichem Maße Schwarzbrennerei getrieben haben. Man hatte ihn mit Beträuen überhäuft und zahlreiche Ämter in seine Hand gelegt. Zum Dank dafür verwirftete er rund eine Million Reichsmark in die eigene Tasche. Das Strafverfahren ist eingeleitet.

Essen Sie täglich:

Das gute
Christ-Brot!

STADT UND LAND

Von Woche zu Woche.

Schlechter Ausfall! — Verwässerter Neujahrspunsch! — Das Hornberger Schießen bei der Siedlungs-A.-G. — Die Nachener Zollbeamten legen Rechnung! — Ein Freispruch! — Matuschka darf nicht sterben! — Vaterländische Ausfuhrgeinnung.

Die erste Woche des neuen Jahres liegt hinter uns, und schon mancher wird die erschütternde Feststellung gemacht haben, daß sich die Tage von 1933 nicht viel anders abspielen als die von 1932. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir für die erste Woche schon irgendwelche bedeutenden Ereignisse erwartet hätten. Das Jahr ist lang, und der Weg ist weit. Lassen wir erst einmal den so beliebt gewordenen „Burgfrieden“ vorüber sein, lassen wir erst einmal die Regierung ernsthaft an die Arbeit gehen. Dann wird es sich schon zeigen, ob dieses Sonntagskind 1933 berufen ist, der Menschheit, insonderheit dem deutschen Volke, eine Wendung zum Besseren zu bringen. Wenn man dazu neigt, in Neußerlichkeiten und gewissen Ereignissen symbolische Vorbedeutungen zu sehen, so war der Jahresanfang allerdings ein wenig geeigneter Anlaß. Er brachte für viele eine Enttäuschung. Da hatte sich manch einer auf ein fröhliches Silvester in den verschneiten Bergen der Heimat gefreut. Aber nichts als Matsch gab es und sommerlich warmen Regen! Schnee war auch mit der Lupe nicht zu entdecken! So mußte das Silvester der Stiefreunde mehr einen feuchten Verkauf bei Punsch und Grog nehmen, was auch nicht gerade vom Uebel ist. Aber das Nachsehen hatten zweifellos die Gebirgler, die großen Hotels und die Bauden, die ein anderes Silvester erhofft und erwartet hatten. Auch sonst gab es mancherlei Unangenehmes. Allein in Berlin wurden drei politische Morde in der Silvesternacht verzeichnet. An den Rettungsstellen mußten über 300 Personen behandelt werden, die bei Schlägereien und kleinen Auseinandersetzungen verletzt worden waren. Sogar Polizei und Feuerwehr mußten als Sanitäter mitkommen, und daß es auch an Einbrüchen, Diebstählen und kleinen Raubüberfällen nicht mangelte, versteht sich von selbst. Danach ist die Silvesternacht ziemlich traurig ausgefallen, und die Berliner Polizei hatte allen Grund, zu erklären, daß dies die übelste Silvesternacht seit Jahren gewesen sei. Ein gleiches kann man auch von Breslau sagen. 16 Personen mußten hier ins Polizeigefängnis eingeliefert werden, darunter 7 Personen wegen Landfriedensbruchs und Teilnahme an politischen Schlägereien und 5 Personen wegen Einbruchs. Nur zwei wurden zu dem harmlosen Zwecke der „Mussnützerung“ in Gewahrsam genommen. Das Ueberfallkommando wurde siebenundzwanzigmal angerufen, und selbst die Feuerwehr hatte in mehreren Fällen kleine, aber richtige Brände zu löschen. Bei den in manchen Gegenden noch üblichen Neujahrsschlägereien, mit denen der Abschied vom alten und der Übergang ins neue Jahr lärmend gefeiert wird, gab es schwere Unglücksfälle. Es wäre zu wünschen, daß dieser Brauch einmal verschwände. Er fordert alle Jahre seine Todesopfer. Und wenn schon die Großen solchen Sport nicht lassen können, so ist es nicht zu verwundern, daß ihnen die Kinder nachsehen. Am letzten Tage des alten Jahres ereignete sich bei Glogau ein schweres Unglück dadurch, daß Kinder beim Soldatenspielen Flaschen mit Karbid und Wasser füllten und diese Wurfgeschosse zum Spielen benutzten. Es sollte eben ein bißchen „Knallen“! Leider explodierte dabei eine Flasche und der betreffende Knabe büßte durch die herumfliegenden Glassplitter ein Auge ein. Für ihn sowie für die bedauernswerten Eltern ein tragischer Jahresabschluß.

Wir wollen gerecht sein: es hat sich zum Jahresbeginn auch allerlei Erfreuliches ereignet. Abgesehen von einigen Dingen aus den politischen Bezirken, über die an anderer Stelle gesprochen wird, hörten wir zum Beispiel die erfreuliche Mitteilung, daß nun endlich, nämlich Mitte Februar, auch den Brüdern Laufen vom Nordwolle-Kongern der Prozeß gemacht werden

soll. Und die Breslauer Justiz hat kurz vor Jahreschluß auch die leidige Affäre der Siedlungs-A.-G. zu Ende gebracht. Allerdings nicht so, wie es sich der Laie gedacht hat. Trotz monatelanger Untersuchungen, zahlreicher Gutachten und tiefgründiger Ermittlungen ist nichts anderes herausgekommen als die Einstellung des Verfahrens. Die 67 000 Mark sind und bleiben zwar verschwunden, und es ist auch kein Zweifel mehr möglich, daß sich bei der „Gemeinnützigen“ Siedlungs-A.-G., die von einem gutbezahlten Direktor geleitet und einem Aufsichtsrat kontrolliert wurde, eine unglaubliche aber leider beispellose Mißwirtschaft geherrscht hat. Wie gesagt, das Verfahren ist eingestellt worden. Polizei und Staatsanwalt sind machtlos gewesen. Sie haben ihr Möglichstes getan, woran wir nicht zweifeln können; und so mag dieses peinliche Kapitel in der Geschichte Breslaus abgeschloffen sein.

Die Nachener Zollbehörde hat das neue Jahr zum Anlaß genommen, über die Ergebnisse ihrer Tätigkeit im Jahre 1932 in der Bekämpfung des Schmuggelwesens eine Statistik aufzustellen. Danach wurden im Nachener Bezirk im vergangenen

Ein deutsches Schulschiff wird abgewrackt.



Das Segelschiff „Bremen“.
das von einer privaten Organisation zur Ausbildung junger Seeleute benutzt wurde, wird jetzt abgewrackt. Nach dem Untergang der „Niobe“, dem Verkauf eines weiteren Segelschiffes an England und dem jetzigen Verschwinden der „Bremen“ besteht die deutsche Segelflotte nur noch aus ganz wenigen Fahrzeugen.

Jahre rund 60 000 Schmuggler aufgegriffen, gegen die 25 000 Strafverfahren eingeleitet worden sind. Das ist eine erschreckende Zahl, die hinreichend Aufschluß gibt über den ungeheuren Umfang, den das Schmuggelwesen im Westen angenommen hat. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß diese Statistik nur die Ergebnisse des 56 Kilometer langen Nachener Grenzstreifens an der deutsch-holländischen und deutsch-belgischen Grenze betrifft. Ein Auszug aus dem Register der beschlagnahmten Konterbande ergibt, daß unter anderem 6 Millionen Zigaretten, 45 000 Zigarren, 120 000 Kästchen Zigarettenpapier, 12 000 Kilo Tabak, 74 000 Kilo Kaffee, 147 000 Kilo Zucker und riesige Mengen an Getreide, Mehl, Brot, Kakao und Schmalzwaren von den Grenzbeamten erbeutet werden konnten. Es wurde aber auch eine stattliche Zahl von Fahrzeugen sichergestellt und in staatlichen Besitz übergeführt, die von den Schmugglern für ihre dunklen Geschäfte benutzt worden waren. Nicht weniger als 115 Personenkraftwagen, 24 Lastkraftwagen, 38 Motorräder und 800 Fahrräder konnten beschlagnahmt werden. Der Beschäft ist richtig!

Ein erfreuliches Ende nahm in diesen Tagen auch ein Prozeß, der seit langem die Schweizer Gerichte beschäftigt hatte und gewisse Ähnlichkeiten mit dem Mordprozeß Richter (Köln), über den wir erst kürzlich berichteten, aufzuweisen hat. Auch bei dem Schweizer Fall handelt es sich um einen Arzt. Er war nebst seiner Freundin verdächtigt worden, seine Gattin vergiftet zu haben. Beide waren im Jahre 1926 vom Schwurgericht zu Burgdorf (Schweiz) wegen Giftmordes zu je 20 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Das Urteil der Geschworenen gründete sich jedoch nur auf eine Reihe von Indizien, und es bedurfte eines langwierigen Kampfes, um ein Wiederaufnahmeverfahren durchzuführen. Ende 1931 war es endlich so weit; das Wiederaufnahmeverfahren wurde in Gang gebracht, beide Verurteilten wurden von der Anklage des Mordes freigesprochen. Ein Justizirrtum war beseitigt. Der Freispruch ließ aber einen gewissen Verdacht gegen die Angeklagten übrig, obwohl damals dem Arzt 38 000 Franken und seiner Freundin 23 000 Franken Entschädigung zugesprochen wurden. Die Freigesprochenen hatten deshalb, nachdem sie das Gefängnis verlassen und die Ehe geschlossen hatten, auf dem Revisionswege die Anerkennung ihrer vollständigen Unschuld und eine Erhöhung der ihnen zugesprochenen Entschädigung für die abgelebene Strafzeit weiterbetrieben. So hatte sich jetzt der Schweizer Kassationshof mit der Sache zu befassen. Das Gericht kam zu der endgültigen Entscheidung, daß beide Eheleute vor der Rechtsordnung als unschuldig zu betrachten seien. Außerdem wurde die Entschädigung in dem einen Falle auf 51 000 Franken und im anderen auf 28 000 Franken erhöht. Damit ist auch das letzte Unrecht beseitigt, und die unschuldig Verurteilten haben ihr Ziel erreicht.

Matuschka, jener Mann, dem es aus Gewohnheit vom Kriege her ungeheures Vergnügen bereitete, Eisenbahnzüge in die Luft zu sprengen und unter harmlosen Menschen ein Blutbad anzurichten, wird demnächst nach Ungarn zur Aburteilung durch die ungarischen Justizbehörden gebracht werden. Der Eisenbahnattentäter verübt bekanntlich zurzeit eine sechsjährige Kerkerstrafe in Oesterreich. Um ihn war seinerzeit ein heftiger Streit zwischen den einzelnen Ländern entbrannt, in denen er seine gefährlichen Attentate versucht oder durchgeführt hatte. Oesterreich hat die Auslieferung Matuschkas an Ungarn von zwei Bedingungen abhängig gemacht: erstens soll Matuschka nach seiner Verurteilung den österreichischen Gerichtsbehörden wieder zurückgegeben und zweitens soll ein etwaiges Todesurteil an ihm nicht vollstreckt werden. Die ungarischen Behörden haben diesen merkwürdigen Bedingungen zugestimmt, und es wird nicht jedem begreiflich erscheinen, weshalb man mit diesem Massenmörder so viel hermacht.

Vor einiger Zeit wurde, wie wir berichteten, ein Schiff der deutschen Handelsflotte, die stolze Viermast-Barke „Peking“, verkauft, und zwar nicht etwa an irgend ein deutsches Unternehmen, sondern an die — englische Marine! Ausgerechnet, jawohl! Damit der Witz gepfeffert und die Ironie noch beißender ist, wollte es das Schicksal, daß die Engländer diese Viermast-Barke für Ausbildungszwecke ihres Marinenaufwuchses benützen wird. Aber dies ist nicht der einzige Ausfuhrartikel, der uns einigermassen nachdenklich zu stimmen vermag. Ueber nicht wenige ostpreussische Güter, die in polnische Hände gegeben wurden, bis zu jenem Zirkusunternehmen, das in Deutschland nicht mehr existieren konnte und daher an die Sowjets (!) verkauft worden sein soll, führt dieser Weg zu den 16 deutschen Dampfern des Norddeutschen Lloyd, die mit ihren insgesamt 67 500 to nach Rußland verkauft worden sind. 16 deutsche Dampfer werden also demnächst auf den russischen Flüssen fahren und mit dazu beitragen, Rußlands Wirtschaft in Gang zu halten und zu festigen. In den Kreisen der deutschen Schifffahrt findet man diese Handlungsweise durchaus richtig. Denn, so sagt man, Rußland hätte sich die Schiffe dann einfach anderwärts bestellt und gekauft. Im Interesse der „Weltwirtschaft“ aber sei es gut, Rußland in Verbindung mit dem Weltmarkt zu halten. Der Norddeutsche Lloyd soll übrigens den Russen ein mehrjähriges Ziel eingeräumt haben. Noch bequemer kann man es einem Nachbarkstaat kaum machen, und es ist nur immer wieder interessant, zu beobachten, wie Handel und Politik so völlig eigene Wege gehen und unbedenklich völlig entgegengesetzten Zielen zustreben.

—Ma—

Sport-Rundschau.

Der große Kampf Herthas gegen Sportfreunde. — Durch Spielausfall noch keine Klärung, wer zweiter Vertreter wird. — Das große Fußballereignis am kommenden Sonntag: Norddeutschland in Breslau.

Dieser Großkampf auf absolut spielunfähigem Platz, den Sportfreunde und Hertha am vergangenen Sonntag ausfochten, wird denen, die ihn sahen, unvergessen bleiben. Beide Mannschaften wußten, worum es ging, und es gab ein Ringen, wie man es selten in Breslau zu sehen bekam. Unsere Kritik will aus Billigkeitsgründen kein Wort über die allzu große Härte beider Mannschaften sagen, denn selber trug dieser Umstand nicht unerheblich dazu bei, diesem Spiel eine besonders interessante Note zu geben. Leider kam ein schwerer Miston in das Treffen, als der rechte Läufer Telly, den man mit Recht als anständigen Spieler bezeichnen kann, nach einem Zusammenprall mit Art von schwerem Mißgeschick betroffen wurde. Mit einem Beinbruch wurde der Bedauernswerte vom Platz getragen und ins Krankenhaus geschafft. Es bleibt zu hoffen, daß Telly recht schnell wieder gehend wird. Mit zehn Mann mußte also Hertha den Kampf weiterführen. Vorbildlicher Eifer und nicht zuletzt Böhrermut verhalf den zehn Mann zum Siege, obwohl die Sportfreunde-Elf oft genug erdrückend überlegen war. B. B. S. aber zeigte sich vor dem Tor zeitweilig beängstigend unsicher und auf der anderen Seite leistete der Tormann der Hertha-Elf glanzvolle Abwehrarbeit. Diesen Kossa II sollte sich einmal der Verbandsspielausschuß vormerken. Erst fünf Minuten vor dem Abpfiff fiel nach glänzender Kombination das entscheidende Tor. Was nun? Jetzt haben wir also glücklicherweise Termin-Not, nachdem das Spiel B. f. B. gegen O6 ausgefallen ist. Am 15. Januar ist Start zur S. D. F. B. Meisterschaft und ob man sich entschließen wird, den Beginn zu verschieben, ist zweifelhaft. Noch gibt es die Möglichkeit — und wir hatten sie für sehr wahrscheinlich — daß O6 sein Spiel gegen B. f. B. gewinnen wird. Dann müßte es, um die Frage nach

dem zweiten Vertreter endgültig zu klären, noch ein Entscheidungsspiel zwischen O6 und Hertha geben. Was werden die Verantwortlichen tun? Wird man zum Knobelbecher greifen? Oder wird es nicht doch eine Möglichkeit geben, im ehrlichen Kampf den zweiten Vertreter zu nominieren? Wir werden in unserer nächsten Ausgabe noch darauf zurückkommen.

Das Geld der Sparkasse



Ist das Blut der Wirtschaft!
Eure Spargelder arbeiten für Euch, für Eure Existenz! Drum spart weiter bei der Städtischen Sparkasse zu Breslau

II.
Seit Wochen gibt es für die Breslauer Fußballwelt nur ein Gespräch:

Norddeutschland in Breslau!

Am heutigen Sonntag also werden viele Tausende nach dem Sportfreundeplatz eilen, um sich die großartige Elf aus dem Norden anzusehen. Genau vier Jahre sind es her, als wir im Stadion schon einmal den Hanseaten im Pokalendspiel gegenüberstanden. Damals gab es einen vielbejubelten Sieg vor 30 000 Menschen im Stadion. Und wie wird es heute? Braucht man bange zu sein? Haben unsere Repräsentativen nicht die Probe gegen Westdeutschland auf fremdem Boden glänzend bestanden? Trotzdem man diese letzte Frage mit einem klaren Ja beantworten kann, läßt die Antwort durchaus keinen sicheren Schluß auf das heutige Spiel zu. Norddeutschland nimmt diesen Kampf nach dem Erfolg gegen den Westen sehr ernst und hat eine Mannschaft herausgebracht, die nur so von Internationalen wimmelt. Und wie ist es mit unserer Mannschaft? Der Spielausschuß hat sich klugerweise auf keine großen Experimente eingelassen, lediglich die eine Entdeckung Dominanz bleibt für uns ein unbeschriebenes Blatt. Bleibt zu hoffen, daß dieser Spieler frei von Nervosität bleibt und sich der Mannschaft gut anpaßt. In folgender Aufstellung werden sich die Repräsentativen gegenüberstehen:

Südostdeutschland: Wenzel, Kurpamel, Meinel, Koppa, Went, Domagala, Steiner, Wafit, Wronna, Wolters, Rohwedder, Widmeier, Dörfel, Seistrup, Ohm, Ludwig, Mahlmann, Risse, Baier.

Norddeutschland: Blund.
Das Spiel beginnt um 2 Uhr nachmittags und wird auf dem Platz der Sportfreunde ausgetragen. Wenn der Wettergott ein Einsehen hat, kann mit einer Rekordzuschauermenge gerechnet werden. Die Chancen, dieses Spiel zu gewinnen, haben beide Mannschaften in gleichem Maße. Die Unseren werden bestimmt, unterstützt vom heimischen Publikum, ihrem großen Gegner eine ebenbürtige Partie liefern.

Von der Notwendigkeit des Luftschutzes für die Zivilbevölkerung.

Von Major a. D. Waldschmidt, Vorsitzender des Luftschutzesverbandes Schlesien.

Nach dem Weltkriege wurden von den verschiedensten Seiten, nicht zuletzt von Deutschland, in starkem Maße Versuche unternommen, den Krieg zu ächten und für die Zukunft unmöglich zu machen. Alle diese Versuche sind kläglich gescheitert. Im Gegenteil, die ganze Welt mit Ausnahme der Staaten, die im Weltkriege unterlegen sind, haben nach dem Kriege in erheblichem Maße aufgerüstet und vor allen Dingen ihre Luftstreitkräfte ausgebaut.

Auch die Abrüstungskonferenz hat die Gefahr von Luftangriffen auf die Heimat in keiner Weise gemindert. Die Beneß-Resolution, die den Abschluß der Abrüstungsverhandlungen im September dieses Jahres bedeutete und die sich der Gefahr, die im Falle von Konflikten durch das Luftbombardement entstehen kann, durchaus bewußt war, nahm bezüglich von Luftangriffen folgende Beschlüsse in Aussicht:

1. „Jeder Luftangriff gegen die Zivilbevölkerung soll unbedingt verboten sein.“

Das klingt zunächst sehr schön, sieht aber wesentlich anders aus, wenn man der Sache auf den Grund geht. Gegen alle militärischen Ziele in der Heimat sollen Luftangriffe gestattet bleiben. Die gesamte Industrie, soweit sie Heeresgut herstellt und deren Unterlieferanten, Verkehrsanlagen, Eisenbahnknotenpunkte, Häfen, Kasernen, Docks, Flughäfen dürfen als militärische Ziele angegriffen werden.

Da nun aber die Zivilbevölkerung fast aller Städte Deutschlands um diese militärischen Ziele herum wohnt und ein großer Teil der Bomben sein Ziel verfehlen wird, so treffen diese Bomben eben die Zivilbevölkerung.

2. „Die hohen vertragsschließenden Teile verpflichten sich untereinander, jedes Luftbombardement abzuschaffen unter der Bedingung, daß eine Einigung über die Maßnahmen erzielt wird, wie man die Beachtung dieses Verbots wirksam gestalten kann.“

Auch diese Bestimmung würde, selbst wenn sie in Kraft tritt, uns keinerlei Sicherheit gegen Luftangriffe geben. Das Wort untereinander ist der springende Punkt dieses Paragraphen, die berüchtigte Fiommes-Klausel. Sie gilt nur, wenn alle Völker der Konvention angehören und gilt nicht für die Kolonialvölker, gegen die die Großmächte auch weiterhin Strafexpeditionen ausführen wollen. Da aber nicht alle der Konvention angehören, werden unsere ehemaligen Gegner ihre Bombengeschwader behalten und auch weiterhin ausbauen.

Wenn man Luftangriffe auf die Zivilbevölkerung unmöglich machen will, dann muß man anordnen, daß sämtliche Bombenflugzeuge vernichtet werden und neue nicht gebaut werden dürfen.

Gegen Deutschland können Bombengeschwader ohne jedes Risiko eingesetzt werden, denn die militärische Abwehr ist uns ja verboten. Ja, sie können ohne große Vorbereitung sogar als starkes politisches Druckmittel gebraucht werden, ohne daß für unsere mutmaßlichen Gegner eine Mobilmachung, die Milliarden kostet, überhaupt vorausgesehen braucht. Für uns Schlesier kommt noch hinzu, daß wir als ausgesprochene Grenzprovinz besonders gefährdet sind, weil wir durch polnische und tschechische Geschwader in allen Teilen der Provinz in kurzer Zeit erreichbar sind.

Wir wollen wahrhaftig keinen Krieg, wir brauchen Frieden und brauchen Arbeitsmöglichkeit, um wieder hoch zu kommen. Wir können auch gar keinen Krieg führen, da wir viel zu arm sind und uns modernes Kriegsmaterial so gut wie restlos fehlt. Aber wir fühlen uns bedroht und müssen uns bedroht fühlen, weil wir wissen, daß manche anderen Völker mit geringen Augen nach deutschem Gebiet schauen, das sie zur Abrundung der durch den Versailler Vertrag uns genommenen Gebiete glauben nötig zu haben. Und weil wir uns durch Luftangriffe bedroht fühlen, müssen wir wenigstens versuchen, uns durch zivile Abwehrmaßnahmen einige Sicherheit zu schaffen. Improvisieren läßt sich der zivile Luftschutz aber nicht. Er muß von langer Hand vorbereitet werden, sonst ist er im Augenblick der Gefahr nicht da.

Der militärische Luftschutz ist uns durch das Versailler Diktat unterstellt, auch den zivilen Luftschutz hatte es uns verboten. Das Pariser Luftabkommen vom Mai 1926 hat hier eine Änderung geschaffen und uns wenigstens gestattet, zivile Abwehrmaßnahmen ergreifen zu dürfen. Die Jahre, die seitdem verstrichen sind, im Aufbau des zivilen Luftschutzes, müssen nun beschleunigt nachgeholt werden. Seine Notwendigkeit ist auch von allen Seiten eingesehen. Den Anstoß zum Aufbau gab der frühere Reichsinnenminister Goerner. Die Preussische Regierung unter Leitung des Innenministers Severing hat sich energisch für ihn eingesetzt. Ich möchte dies besonders betonen als Beweis dafür, daß die erforderlichen Luftschutzmaßnahmen nicht etwa parteipolitisch zu betrachten sind. Der feindselige Flieger nimmt keine Rücksicht auf Weltanschauung und Parteigebhörigkeit. Seine Bombe bedroht den deutschen Mann und die deutsche Frau jeder Parteizugehörigkeit. Sie bedroht den Arbeiter am Schraubstock, die Frau im Hause und das Kind in der Schule, sie bedroht — mit einem Wort — das ganze deutsche Volk. Infolgedessen muß auch das ganze deutsche Volk einig zusammenarbeiten,

um Gefahren aus der Luft herabzusehen. Hier müssen alle Gegenstände aufhören. Geschieht dies nicht und reichen wir uns nicht alle die Hand zu gemeinsamer Arbeit, bleiben wir mit anderen Worten so wehrlos wie bisher, so ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, daß wir durch Luftangriffe auf die Knie gezwungen werden können, ohne daß überhaupt ein feindlicher Infanterist unsere Grenze zu überschreiten braucht.

Der Aufbau des zivilen Luftschutzes ist also keine militärische Maßnahme oder gar eine Art Mobilisierungsvorbereitung, sondern ganz einfach eine Pflicht der Selbsterhaltung und zu bewerten wie eine Schutzmaßnahme gegen eine Naturkatastrophe. Wie heute jeder seinen Besitz, und sei er noch so klein, gegen Feuergefahr zu schützen sucht, wie das Volk Schutzmaßnahmen gegen Ueberschwemmungsgefahren ergreifen muß, so muß er sich auch schützen gegen Gefahren aus der Luft. Wie groß die Ge-

In dieser Nummer

beginnen wir mit dem Abdruck einer interessanten Kriminalnovelle

„Ein Wildmann vom Mübbnlof!“

Oskar Kilian

erzählt in dieser Novelle die spannende, auf einer wahren Begebenheit beruhende Geschichte eines großen Kriminalfalles, der auf oberschlesischem Boden spielt und einem bekannten Berliner Kriminalisten zur Aufklärung anvertraut wurde. — Wir hoffen, mit dieser Erzählung aus den heimatischen Bezirken unseren Lesern eine besondere Unterhaltung zu bieten.

fahren sind, soll in Kürze in einem weiteren Artikel behandelt werden.

Der Zweck dieser Ausführungen ist nun nicht etwa, Beunruhigung in das Volk zu tragen, sie sollen im Gegenteil beruhigend wirken. Große Teile der Bevölkerung sind jetzt beunruhigt, weil sie von der Luftgefahr gehört haben, und weil sie zum Teil geradezu ungeheuerliche Wirkungen vom Gas aus Flugzeugen befürchten. Die Gefahr soll so gelichtet werden, wie sie ist, Uebertreibungen sind ebenso verwerflich, wie Beschönigungen. Ist sie einmal klar erkannt, dann wird man auch die Mittel anwenden, die geeignet sind, sie herabzusetzen. Und derartige Mittel gibt es für die Zivilbevölkerung in großer Zahl.

Also nicht beunruhigen wollen wir, sondern die Mittel zur Abwehr zeigen und damit zur Beruhigung der Bevölkerung beitragen.

Vorwegnehmen möchte ich in diesem Artikel noch, daß es sehr viel zivile Abwehrmaßnahmen gibt, die auch für das arme deutsche Volk petuniar durchaus tragbar sind. Welche Angriffsmittel einem mutmaßlichen Gegner zur Verfügung stehen, soll in einem weiteren Artikel behandelt werden; die Abwehrmaßnahmen werden später folgen.

Kurse für Krankenpflege.

An der bei den Staatlichen Universitätskliniken in Breslau eingerichteten Krankenpflegeschule findet am 1. April 1933 wieder ein neuer zweijähriger Kursus statt. Die Kurse umfassen die gesamte Krankenpflege, die praktisch und theoretisch gelehrt wird, und schließen mit einer Prüfung vor einer staatlichen Prüfungskommission ab. An den Kursen können Personen beiderlei Geschlechts nach vollem 18. Lebensjahre teilnehmen. Die Bedingungen sind gegen Voreinbringung einer Gebühr von 10 Pf. und eines Freiumschlages bei der Staatlichen Krankenpflegeschule in Breslau, Magistraße 7, zu haben.

F.A. PRAUSE 5.-12. Januar
Ohlauer Str. 5/a
Schuhhof 10

Liebig-Theater.

Das Januar-Programm bei Liebig wird von Heinz Fuch konfiziert, der schon das Programm der Weihnachtswochen mit seinen launigen Bemerkungen schmacht zu machen wußte. Will man aber bei dem Besten des neuen Programms beginnen, so wäre neben der Original Brasello Compagnie mit ihrem weltbekannten Schlagdrach-Alt Tribolo und Smiles, die zwei komischen Herren, zu nennen. Das ist künstliche Kunst in hoher Vollendung, sauber und exakt dargeboten und mit neuen Einfällen garniert. Elegante Akrobatik zeigen auch die 4 Corall-Fours. Erstaunliche Geleutigkeit paart sich hier mit Anmut und Gefälligkeit. Neuartig und bewundernswert sind Savonas Antipoden-Spiele. Diese Nummer übertrifft vieles des bisher Gebotenen auf diesem Gebiete und sichert sich starken Beifall durch allerlei humoristisches Beiwerk. Sehr viel Spaß bereitet dem Publikum Louis Comedy Tier-Revue, die in eine lustige Gelei ausartet und den beiden Langohren Billy und Toddy ausreichend Gelegenheit gibt, die unentwegten Umwörter auf ihren Rücken zu Boden zu werfen. Eine interessante Abwechslung bieten Iren & Lucian mit ihrer „singenden Musik“. Der stürmische Beifall ist ehrlich gemeint und wohlverdient. Einen bescheidenen Genuß und wenig ästhetische Reize bieten die russischen Weistänzer Jenuy & Leon. Weder der Matrojenanz noch die stillose, abstoßend wirkende erste Tanznummer sind als etwas Besonderes anzuspochen. Ein harmloses Erlebnis ist auch die Opernparodie auf „Lohengrin“. Man kann solche Sachen auch mit Geist und Witz machen. Diese Ausgabe aber ließ beides vermessen. Karl Reichmann-34chorpe bemüht sich zwar mit urkomischen Gebärden um eine nicht üble Königsinfantur, aber Ellen Praeger zeigt amüsante Seiten als Elsa von Brabant, aber selbst wenn man alle Erwartung niedrig schraubt, so bleibt doch nicht allzuviel Freude übrig. Die feuchtschmerzlichen Späße der 4 Frères Gerards, der populären Pariser Clowns, sorgen für einen heiteren Ausklang des Abends, zu dem die Kapelle Weichaupt eine flüssige Musik und Architekt Franz Loewenthal ansprechende Bühnenbilder beigefügt hat.

Aus der Geschäftswelt.

Unter den Mitteln gegen „Kungenleiden“ (Tuberkulose), chron. Husten, Asthma, Blutmutter, allgemeiner Schwäche, Stomatose spielen die „Silphoscalin-Tabletten“ eine hervorragende Rolle. Zufammengefaßt nach den wissenschaftlichen Grundrissen von Professor Dr. Robert erwarben sie sich durch ihre ausgezeichnete Wirkung bei Ärzten und Kranken höchste Anerkennung. Die große Zahl von Berichten aus dem In- und Ausland zeigt, daß Silphoscalin noch half, wo alle anderen Mittel versagten. — Silphoscalin ist in allen Apotheken erhältlich (2,20 RM, die Packung). — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Böhler, Ronflanz 2, kostenlose Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsbrochure 2/21.

Schaub-Superhet — ein Empfänger, der nicht veraltet. Zahlreiche Radiobesitzer haben in den letzten Monaten die Erfahrung gemacht, daß die Trennschärfe ihrer Geräte nicht mehr genügt. In einen modernen Empfänger müssen zwei grundlegende Forderungen gestellt werden: 1. absolute Eintropfbedienbarkeit ohne jede Korrektur, 2. mindestens drei Abstimmstufen zur Erzielung einer einwandfreien Trennschärfe. Diese Forderungen sind für Schaub-Geräte eine Selbstverständlichkeit, denn der Schaub-Superhet mit Kurzwellenbereich für Uebersee-Empfang weist sieben Kreise, und die Schaub-Typen S 4, „der wachsende Empfänger“, drei Kreise auf. Beide Typen werden in verschiedenen Kombinationen schon von 146 RM. o. R. an geliefert. Ein besonders interessantes Gerät ist der Schaub-Superhet, der eingebauten Kurzwellenbereich (ohne Mehrkosten) besitzt und somit die Möglichkeit gibt, Tag und Nacht europäische und überseeische Sender auf den Wellenbereichen 16—70 m, 200—600 m und 600—2000 m zu hören.

Wenn Sie wirklich praktisch und preiswert schenken wollen, so benutzen Sie den enorm billigen Weihnachtserkauf der Firma Elise Leuchtag, welche ca. 20 Jahre am Bachplatz war und sich jetzt nur Reufestraße 58 befindet. Mäntel für 9,75, Kleider 7,90 RM. usw. erhalten Sie dort in großer Auswahl. Also: Elise Leuchtag, nur Reufestraße 58.

Besteckern, Daunen, fertige Betten, erstklassig und billigst. Direkt an Private, liefert die altbekannte Großfirma Rudolf Blahut, Desjourné 100/1 (Böhmertw.). Schreiben Sie nur eine Postkarte und Sie erhalten ausführlichen aufklärenden Bericht und reichhaltige Muster kostenlos.

Frage freier tausend Kinder! Wie im vorigen Jahre, so hatte auch dieses Mal wieder die Emil Fache Aktiengesellschaft durch Vermittlung und Hilfe des Breslauer Tierchutzvereins eine Sperrung hilfsbedürftiger Kinder in die Wege geleitet. Das Städtische Wohlfahrtsamt hatte dem Vorstand des Breslauer Tierchutzvereins tausend Kinder aller Konfessionen namhaft gemacht, die in den Kurgarten, Kleinburg, eingeladen wurden. Es erhielt jedes Kind von der Emil Fache Aktiengesellschaft zwei Paar große Wiener Würstchen, Brötchen nach Belieben und eine Tasse Kaffee Hag. Die Jugendgruppe des Breslauer Tierchutzvereins erfreute die kleinen Gäste mit eigenen Vorträgen. Wir freuen uns, die hochherzige Spende der Emil Fache Aktiengesellschaft an dieser Stelle bekanntgeben zu können und möchten es begrüßen, wenn recht viele Firmen diesem Beispiel nachhelfen würden.

F.A. PRAUSE 5.-12. Januar
Ohlauer Str. 5/a
Schuhhof 10

Reste-Woche Während der Reste-Woche auf alle nicht herabgesetzten Damenstoffe 10% Auf alle Herren-Stoffe 5% Rabatt!

Rundfunk-Programm.

Vom 8. bis 14. Januar 1933.

Gleichbleibende Tageseinteilung: 6.15: Funkgymnastik. 6.35: Morgensonnt. 8.15: Wettervorhersage. 11.15: Zeit, Wetter, Presse, Wasserstand. 11.30: Für die Landwirtschaft. 11.45: Konzert. 13.05: Mittagskonzert I. 13.45: Zeit, Wetter, Presse, Börse. 14.05: Mittagskonzert II. 14.45: Werbedienst mit Schallplatten. 15.10: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag. 6.35: Aus Bremen: Hafenkonzert. 8.15: Morgensonnt. auf Schallplatten. 9.10: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 9.20: Fünfzehn Minuten Aquarienkunde. 10.00: Katholische Morgenfeier. 12.00: Heitere Funkmatinee. 14.10: Die Woche, die Tage und ihre Namen. 14.30: Die Jagd und ihre Bedeutung im Leben des deutschen Volkes. 15.15: Kinderfunk. 15.45: Unterhaltungskonzert. 17.45: Sportereignisse des Sonntags. 18.25: Klavierkonzert. 18.55: Für die schlesische Winterhilfe. 19.05: Die Kultur des Schweigens. 19.30: Was Hermann, Neße, Heß eigene Kritik. 20.00: Württembergkonzert. 22.40: Tanzmusik.

Montag. 15.40: Das Buch des Tages: Laienpiele. 16.00: Die Umschau. 16.20: Unterhaltungskonzert. 17.30: Die Schmach von Himafchal. 18.00: Berichte aus dem geistigen Leben. 18.20: Fünfundsiebzig Minuten Englisch. 18.45: Der Zeitdienst berichtet. 19.00: Wohin mit den Abiturienten? 19.30: Unterhaltungskonzert. 20.00: Der verlorene Sohn (Ballade für den Rundfunk). 21.05: Burg Dreieich, Hörfolge. 22.25: Funktechnischer Briefkasten. 22.35: Fahrten im Schnee.

Dienstag. 15.40: Kinderfunk: Bewegungsspiele. 16.10: Gieder. 16.40: Unterhaltungskonzert. 17.30: Das Buch des Tages: Neue deutsche Romane. 18.20: Der Zeitdienst berichtet. 19.00: Beim Arbeitersekretär. 19.30: Volksmusik aus den Alpen auf Schallplatten. 20.00: Mechanische Musik einst und jetzt. 21.10: Foxtrot ein Welke (ein lustiges winterliches Hörbild aus der schlesischen Heimat). 22.30: Politische Zeitungsschau. 22.55: Ausführungen der Schief. Bühne, Theaterplauderei. 23.10: Tanzmusik.

Mittwoch. 15.30: Elternstunde. 16.00: Klaviermusik. 16.30: Oberschlesische Sitten und Gebräuche. 16.50: Rototo aus Waldangst. 17.10: Vorschau auf die deutschen Eiskunstlauf-Meisterschaften in Oppeln (14.—15. Januar 1933). 17.30: Aus dem Spielplan des ober-schlesischen Landestheaters. 18.00: Abendmusik. 19.05: Kaufmann — eine einheitliche Berufsbezeichnung, aber ein vieldeutiger Berufsbegriff. 19.35: Konzert. 20.40: Kleine Saphoromusik. 21.20: Die Musik der Oper: Domeneo. 22.35: Aus London: Klavierkonzert.

Donnerstag. 15.40: Winter im Gläser Bergland. 15.50: Das Buch des Tages: Österreichische Tradition. 16.10: Unterhaltungskonzert. 17.20: Vederstunde für kleine Leute. 17.50: Beethovens Klavierkonzerte. 18.20: Der Zeitdienst berichtet. 18.35: Säuglingspflege im Arbeiterhaushalt. 19.30: Konzert auf Schallplatten. 20.00: Bonfott, Hörspiel. 21.25: Alte Tänze — Neuelieder. 22.50: Zehn Minuten Arbeiter-Esperanto. 23.00: Die deutsche Pferdebeziehung und das Remjahr 1932.

Freitag. 15.40: Jugendfunk. 16.10: Unterhaltungskonzert. 17.30: Die Ausbildungsstufe in den gehobenen Frauenberufen. 18.00: Fortsetzung folgt — nicht! 18.30: Der Zeitdienst berichtet. 19.00: Handwerkerliche und technische Berufe in Handwerks- und Industriebetrieben. 19.30: Abendmusik. 21.00: Aus Turin: Europäisches Konzert. 22.35: Abendunterhaltung.

Sonabend. 15.40: Die Filme der Woche. 16.00: Die Umschau. 16.30: Unterhaltungskonzert. 18.00: Das Buch des Tages: Das gute Kinderbuch. 18.15: Berufsmöglichkeiten, die wenig beachtet werden, unter besonderer Berücksichtigung derjenigen, die sich auf dem Lande ergeben. 18.45: Abendmusik. 19.30: Der Zeitdienst berichtet. 20.00: Aus Köln: Lustiger Abend. 22.30: Tanzmusik.

Schlesienflug der Deutschen Verkehrsfliegerschule.

In der ersten Hälfte des Monats Januar 1933 beabsichtigt die Deutsche Verkehrsfliegerschule, mit 16 modernen Flugzeugen ein Flugunternehmen nach Schlesien, wobei auch Breslau auf zwei Tage berührt wird. Der Flug soll der Weiterausbildung fortgeschrittener Schüler dienen und verfolgt außerdem den Zweck, das Deutschum in unserer bedrängten Heimatprovinz Schlesien zu stärken. Der Tag des Fluges muß von der Wetterlage abhängig

gemacht werden. Der Flughafen Breslau, auf dem das Geschwader gegen die Mittagszeit eintreffen wird, wird rechtzeitig weitere Mitteilungen in die Öffentlichkeit geben.

Die Breslauer Bevölkerung, die von jeder den Flugveranstaltungen größtes Interesse entgegengebracht hat, wird hoffentlich dieses Flugereignis ganz besonders begrüßen, und der Verkehrsfliegerschule ihren Dank dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie an dem betreffenden Tage den Flugplatz in Massen besucht.

Ein Aufruf der Stadtmision.

Die Breslauer Stadtmision bittet uns um Aufnahme folgenden Zeilen:

Die zu dem evangelischen karitativen Wohlfahrtsnetz gehörende Männerkrankenpflege „Joar“ ist in Nol. Sie erbittet eure Mithilfe. Die Armut ist groß, viele gänzlich Unbemittelte müssen umsonst gepflegt werden. Für Januar und Februar ist eine Hauskollekte genehmigt worden. Wenn die Kollektanten der Stadtmision an eure Tür anklopfen, so spendet etwas, wenn es auch noch so wenig ist. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Die Krankenpflege wird ausgiebig durch vier staatlich geprüfte Pflegebrüder aus der Diakonienanstalt Joar in Rothenburg in der Lausitz. Sie hat ihren Sitz Hofstraße 27, II, und ist durch Fernruf 365 44 zu erreichen.

Handelsgerichtsrat Bielschowsky 60 Jahre!

Am 30. Dezember beging der Seniorchef der Firma Reinenhaus Bielschowsky, Herr Handelsgerichtsrat Emanuel Bielschowsky, seinen 60. Geburtstag. Wenn die Firma Reinenhaus Bielschowsky nicht nur in Breslau und ganz Schlesien, sondern weit darüber hinaus in ganz Deutschland einen hervorragenden Namen in Bezug auf Leistungsfähigkeit und Redlichkeit hat, so ist das allein das Werk dieses Mannes, der in unermüdlicher Arbeit die aus kleinen Anfängen übernommene Firma zu ihrer heutigen Bedeutung emporgeführt hat. In der heutigen Zeit des Wanfens und Schwankens stellt er und seine Firma so recht den Begriff des ehrbaren deutschen Kaufmanns dar, der gerade unserer Stadt Breslau, der Stadt des Solls und Habens, zur Ehre gereicht.

Die Wilderer vom Stubbenloch.

Kriminalnovelle von Oskar Kilian.

Hart an der Straße, kaum einen halben Kilometer vom Dorfe Reiterwalde, liegt die Falkenburger Stadtförsterei. Nicht unter üppigen Tannen versteckt, mit hohem moosgrünen Strohdach und kleinen Fenstern, sondern ein offenes, schönes Landhaus, in zeitgemäßer Ausgestaltung, mit elektrischem Licht und Fernsprecher.

Der Förster war auch kein alter, grauer Knafterbart, der dauernd pfeiferauchend in hohen Transfieren einherholzte, sondern ein junger, kräftiger Mann, mit glattem, etwas verschlossenem Gesicht, dem man den ehemaligen preussischen Offizier in jeder seiner sicheren Bewegungen anmerkte.

Erfst vor Jahresfrist war ihm als Forstsekretär die Falkenburger Stadtförsterei übertragen worden, die vordem durch achtzehn Jahre von einem schon recht betagten, stark rheumatischen und bequemen Herrn verwaltet worden war. Da war es kein Wunder — oder richtiger: wäre es ein Wunder gewesen — wenn nicht Holz- und Wildddiebe diese Situation ausgenutzt und in müßiger Weise dort gehaust hätten. Konnten die Kulturarbeiten, Holzschläge und anderes Forstwirtschaftliches einigermaßen als erledigt gelten, dann rauchte sich der alteingesessene Herr Stadtförster sein Pfeifchen an und überließ den Wald sich selbst.

Die Folge der Mißwirtschaft war eine heillose Arbeit für den Nachfolger, die dieser nun mit rastloser Energie zu bewältigen suchte.

Vom Dorfe herüber klang das Feierabendläuten.

Male, die Magd des Dorfträmers, hatte der Frau Försterin Kaffee, Zucker und noch mancherlei für die Küche gebracht.

Draußen am Zaun, gedeckt durch das zwar kahle, aber doch recht dichte Gebüsch, wartete Karl, der Kutscher des Försters, auf das Mädchen.

Endlich kam das hübsche, bralle Ding aus dem Hause.

„Ich geh' noch a Stückel mit dir, Mädle!“, erbot sich der Burche.

Das hatte Male als selbstverständlich angenommen, sonst wäre sie schwerlich bei ihrem Brotherrn so schnell erbötig gewesen, nach Feierabend noch die Ware zum Forsthaus zu tragen, hätte das vielmehr dem Lehrling überlassen.

Karl war erst vor kurzer Zeit als Kutscher beim Stadtförster eingetreten.

„Wie gefällt dir's hier?“, fragte das stramme, rotwangige Mädchen ihren nicht minder kräftig und robust aussehenden Schach.

Der Kutscher zuckte phlegmatisch die Achseln. „Er ist sehr streng, der neue Herr! Da muß man sich mit abfinden. Immer hinter a Wildddieben her. Schon früh um sieben geht's raus. Wildddiebe und Holzddiebe, die kann er für a Tod rich ausstehn.“

„Hab vermundert, halb mittelidig schüttelte Male den Kopf. Das wäre nichts für sie. — So ein strenger Dienstherr. Und dann das zeitige Aufstehen jeden Morgen. Freilich, mit den Wildddieben, da müßte ausgeräumt werden, aber die Holzddiebe, die armen Patschenmacher, die sollte er ruhig ungeschoren lassen.“

„Du meinst solche Brüder, wie der Sesse Masurat einer is. Die sein nich besser wie die Wildddiebe!“ warf Karl ein. Male meinte, so könne man nicht sagen. Es gehe den Leuten jämmerlich schlecht. Aus blander Not würden sie zu Dieben. Was hätten sie schon auf dem Tisch? Einen Hering höchstens.

„Oder einen gestohlenen Rehbock!“ rief Karl.

Male mehrte ab. Beim Sesse Masurat sei das vielleicht möglich, aber nicht beim Alten, seinem Vater. Der sei wirklich nur ein armer Patschenmacher, und man müsse ihn auf die Pläne des neuen Försters aufmerksam machen, damit er sich bei Zeiten danach richten könne.

Karl wurde wild.

„Du sprichst vom Alten und meinst den Jungen, den Sessel Hör' bloß auf zu labern!“ Ganz wütend wurde Karl, und das hatte wohl auch seinen Grund. Sesse Masurat war nämlich kein Rivaal. Wildddiebe oder Holzddiebe, das sei alles gleich. Und wenn der Sesse erwischt würde, oder auch der Alte, dann würde eben ausgeräumt werden, jawohl!

Der brave Karl redete sich immer mehr in die Wut hinein und verlor sich schließlich mit seiner Male im Dunkel des Abends.

Am Waldbrande, dicht beim Forsthaus, schrie der Raug.

Wenn die Dunkelheit lagerte, heulte er dort.

Abends, in der Nacht, im Morgengrauen.

Und jetzt schrie er wieder in den kommenden Tag hinein.

Kommenden Tag? Noch lag die Nacht über Wald und Feld.

Nur weit, weit drüben, wo der nächtliche Himmel und der düstere Gebirgsgrat ineinander tauchten, schimmerte ein feiner, lichter Streifen.

Ganz dünn und zart, mehr zu vermuten als zu sehen.

Förster Bethge war bereits auf dem Reviergange.

Dampfender Nebelzug wogte, bald dichter, bald loderer geballt, in und über dem Forst. Vom Himmel hing der dünne, gräuliche Vorhang eines mit einzelnen breiten, feuchten Fäden gemischten Sprühregens, durch welchen die langen Waldbrücken wie vorweltliche Eichen auf hohem Meere zu schwimmen schienen.

Mal verschwindend, rühten sie dann erneut in ihrer dunstgesättigten Schwärze unheimlich drohend aneinander, als wollten sie alles Dazwischenliegende erdrücken.

Ein harter Wind fuhr durch das brechende Astwerk der Bäume, daß die daran hängende Feuchtigkeit in lautloser Schnelle von Zweigen, Nadeln und Blättern lief, in langen Tropfen in den niedrigen Sträuchern hing und in zahllosen, kleinen Rinne zwischen Moos und Gras rieselte.

Nacht Uhr meldete mit langhallenden Schlägen aus der Ferne die Reiterwalder Turmuhr, als der Stadtförster nach einstündiger Wanderung durch den Forst, am Straßenrande stehen blieb, um ein ihm in scharfem Trabe entgegenkommendes Fuhrwerk vorüber zu lassen.

Das dießige Grau der im feuchten Nebel des Novembermorgens liegenden Straße wurde nur schwach vom Schein der Wagenlaternen durchbrochen.

„Ah, guten Morgen, Herr Stadtförster! Alle Wetter, bei dieser Suppe schon wieder so früh zu Holze?“

Gutsbesitzer Weber hatte seine Pferde vor dem Förster pariert.

„Kommen Sie von oder wollen Sie zur Pürsch?“

„Pürsch? Bewahre mich der Himmel! Schönen, guten Morgen, Herr Weber! Dienst, Dienst! Hat sich was mit Pürsch! Habe dazu nicht Zeit. Wir läuft zuviel vier- und zweiläufiges Raubzeug im Walde herum. Gegen die vierläufigen helfen ja Eisen, aber gegen die zweiläufigen muß ich mich schon selbst einlegen. Bei dem großen Belauf hat man wenig Ruhe. Ich müßte notgedrungen eine Hilfskraft bekommen.“

„Nahe Ihnen. Es ist ein Kreuz und eine Sauererei. Wir haben die Strüper in den letzten Wochen sicher an die acht Klaster Holz weggeschleppt. Stehlen wie die Raben, bloß großzügiger. Element nochmal! Wollt ihr wohl stehen, ihr Biester!“

Der Gutsbesitzer schwappte seinen unruhig tretenden jungen Pferdchen eins über.

„Witern den Stall!“ lachte der Förster. „Ich will auch heim. Nur im Vorübergehen nochmal ins Stubbenloch. Hol der Teufel den ganzen Kram! Es ist ein zu armes Volk hier in diesem äußersten Zipfel Schlesiens. Nachgerade wird es einem über, jeden Dreck bei der Bürgermeisterei zur Anzeige zu bringen.“

Mergerlich brummend, rühte er sich den Drilling zurecht.

„Aber was soll man machen? Mein verehrter Herr Vorgänger hat in seiner Gutmütigkeit und Bequemlichkeit all die Jahre hindurch zuviel übersehen. Das rächt sich! Die Schweinebande glaubt, das bleibt so. Da muß ein heiliges Kreuzdonnerwetter dreinschlagen. So etwas darf nicht sein! Ordnung will ich schaffen, und wenn ich Tag und Nacht auf den Beinen sein muß.“

Mit einem nicht ganz parlamentarischen Kraftausdruck unterstrich er diese Absicht.

„Sollen Recht haben, lieber Bethge. Doch als ein Klein-gefeßener gebe ich Ihnen den wohlgemeinten Rat: Seien Sie nicht allzu scharf, mein Bester! Lassen Sie sich Zeit. Was in achtzehn Jahren verfaulete wurde, können Sie nicht in ein paar Monaten wieder in die Reihe bringen. Sie schaffen sich zu



Marinta kreischte laut auf. Ein Schatten schwanke über sie hinweg.

viele Feinde und, Sie wissen, es gibt hier brutales Gefindel, dem man nicht trauen kann.“

Gutsbesitzer Weber sprach besorgt.

Geringfügig guckte der Stadtförster die breiten Schultern. Er war ein großer, kräftiger Mann mit furchtlosen Augen, die während des großen Krieges viel Schweres auf den Schlachtfeldern gesehen.

„Danke für den wohlgemeinten Rat, bester Herr Weber. Wer jedoch nicht auf sich selbst vertraut und feste um sich haut, taugt nichts für das grüne Gewerbe!“

„Zweifelloos richtig, gewiß. Aber wie gesagt: ohne Ueberstürzung. Immer mit der Ruhe. Na, guten Morgen, Herr Förster. Weidmannsheil!“

„Auch Weidmannsheil, Herr Weber!“

Im Galopp preschten die Gänge davon. Räderrollen und Hufschlag verhallten, vom feuchten Nebel verschlungen.

Der Förster wandte sich einem Gestellwege zu.

In anderer Jahreszeit mußte das hier ein prächtiges Wandern sein. Seht, in der grauen Morgennähe, bei dem dauernden Tropfenfall vom Geiß, war es alles andere, nur nicht schön. Nun, der Stadtförster spazierte ja auch nicht zum Vergnügen durch den Wald. Jedenfalls hatten ihm seine leken Reviergänge die Gewißheit erbracht, daß seine ständige Beobachtung der den Ortschaften zunächst gelegenen Revierteile die Luft bereits gereinigt und Holz- und Wildddiebe vergrünt hatte.

Grüne Sente, Loter Bruch, Sawinkel und Stubbenloch lagen in tiefer Ruhe, einsam und verlassen. Um so besser. Da konnte sich Bethge von morgen ab auf ein paar Tage den Freibeutern in seinem großen Begange zuwenden.

Wieder ein gleich häßlicher Novembermorgen.

Der Brunnenschwengel quetschte. Kutscher Karl holte Wasser zum Trinken. Auch die Magd stand mit ihren Eimern am Brunnen.

Chowitt schuhu, Chowitt schuhu . . .

„Karl, das ist der Totenvogel.“

„Quack, der Raug ist's.“

„Ne, 't is der Leichenhühnchen. „Komm mit zur Ruh.“

„Hörst's. Hörst's. „Quew . . . quew . . . wiewüh . . .“

Marinta, die hierher in den schlesischen Winkel verschlagene Wendin, ließ sich von ihrem Wissen nicht abbringen.

„Da . . . hörst's? Ganz deutlich ruft es wieder: „Chowitt schuhu!“ Das hat Böses zu bedeuten. Karl!“

„Bist eine richtige alte Gase. Was is das für ein Gerede? Der Raug ist's, nich der Totenvogel!“

Marinta kreischte laut auf. Ein Schatten schwanke lautlos über sie hinweg, strich über den dunklen Hof, gespensterte um das Forsthaus herum und war verschwunden.

„Der Förster sollte den Totenvogel schließen. Nein! Noch besser: ihn lebendig an die Haustür nageln und ihm die Augen ausbrennen. Dann ist der Böse tot. Huch! Da ist er wieder! Das bedeutet Unglück. Hier bleib' ich nicht!“

Die Haustür wurde geöffnet. Es war sieben Uhr.

Marischfertig trat der Förster heraus.

„Marinta, jag' der Frau, gegen Neun bin ich zum Frühstück zurück. Karl, du hältst um halb Zehn den Wagen fertig. Treff, zurück! Du bleibst zu Haus.“

Der braune Kurzhaar blinnte seinen Herrn getränkt an, dann schlich er gesenkten Kopfes ins Haus zurück.

Schnellen Schritts verschwand der Förster im Dunkel.

Krähen zerrissen mit heiserem Getöse die durch den eintönigen Tropfenfall noch tiefer lastende Stille.

Ein häßlicher Wind strich durch die Zweige, von denen es frostig herunterrieselte, legte die Reste vergilbten Laubes fort, jagte, plötzlich aufstobend, im Huiho über die Kulturen und riß und fuchelte in den Schonungen umher, daß die Äste knackten.

Dem in den Rotinsulumpfen Russlands und in den wasser-gefüllten Unterständen Flanderns trainierten Forstmann störte das Wetter nicht.

Nacht und Morgen stritten sich noch im Wald um die Vorherrschaft, bis die Dämmerung endlich das Dunkel verdrängte.

Stark schritt der Förster aus. Es war eine gute Stunde Wegs bis zur Wildbahn.

Blötzlich hemmte er mit einem Ruck den Schritt und lauschte.

Es war ihm doch schon einmal so gewesen . . .

Wenn das dort drüben hinter ihm jenseits des Stangenholzes nicht Artzschlag war, wollte er Hans helfen.

Den Schlag hatte er doch bereits vor einem Weiden gehört, aber — in Gedanken versunken — nicht beachtet.

Gewiß doch. Da . . . jetzt wieder . . .

Also . . . mit einer fernigen Verwünschung wandte er sich zurück, in eine Schneise hinein.

Sehr bedauerlich war das hier! Da mußte Reimede eben warten.

Holzddiebe . . . Die gingen vor.

Der Stadtförster Bethge war von seinem Reviergange nicht heimgekehrt. Weder, wie angegeben, zum Frühstück, noch später.

Verärglicht telephonierte die Frau, der das ungewöhnliche Ausbleiben ihres sonst so pünktlichen Gatten Sorge machte, zu den nächstwohnenden Kollegen. Bethge war bei keinem von ihnen gewesen. Kutscher Karl spannte wieder aus, ließ zum Dorf und fragte dort herum. Niemand war dem pflichterfüllen und des halb wenig beliebten Beamten begegnet. Nicht einer konnte über sein Ausbleiben Auskunft geben.

Auf der Wildbahn war er nicht gewesen, denn zwei Eilen waren noch fängisch gestellt, im dritten hing ein Fuchs.

Nach am Nachmittag ordnete der benachrichtigte Bürgermeister von Falkenburg, als Borgefänger des Stadtförsters, eine durchgreifende Suche an. Obgleich sie erst nach eingebrochener Dunkelheit beendet wurde, verlief sie ergebnislos.

Auch bis zum nächsten Morgen kehrte der Förster nicht heim. Da war also zweifellos ein Unglück geschehen.

Bereits mit dem grauen Morgen hatten neue Kettenstreifen von sämtlichen Forstbeamten, Waldarbeitern, Oberlandjägern und Polizeiwachmeistern die einzelnen Waldteile abgesehen.

Endlich gegen elf Uhr vormittags stieß man auf die fürchterlich zugerichtete Leiche Bethges.

Sie war in einem Gebüsch an einem Baume aufgehängt. Erschlagen, erwürgt und gehängt am Stubbenloch.

Selten wohl sahen die erschütterten Beamten ein graufigeres Bild.

Ein überaus heftiger Kampf mußte zwischen dem Förster und seinen Gegnern stattgefunden haben. Der Boden an der Stelle des Ringens auf Tod und Leben war weiß zerstampft. Große Stücke des weichen Waldmooses lagen herausgerissen.

Anscheinend hatte der Förster Holzddiebe bei der Arbeit überfallen, gerade als sie eine kräftige Fichte geschlagen und ein langes Stück des Stammes etwa zweihundert Schritt bereits fortgeschafft hatten. Auch zwei Stubben waren ausgegraben.

Die Verbrecher — nach all den Anzeichen mußten es mehrere gewesen sein — hatten auffallenderweise sämtliches Holz liegen lassen und, anscheinend in Angst, mit ihrem Gerät die Flucht ergriffen.

Vom Kampfsplatz bis zu dem Baume im Busch führte eine ungefähr fünfzig Meter lange Schleifspur. In der Mitte dieser lag der vom Riemen gerissene Drilling. Er war noch geladen.

Das vom Stadtförster stets im Futteral am Koppel getragene Zielfernrohr aber fehlte. Uhr und Geldbeutel wurden bei dem Getöteten gefunden.

Im Gebüsch hing der von Ästchenen zerspaltene, mit geronnenem Blut bestrekte Hut, an dem herausgerissenes Haar klebte.

Es boten sich wenig, fast gar keine Anhaltspunkte zur Ermittlung der Mörder, denn durch das Hin und Her der vielen an der Suche Beteiligten, waren die hinterlassenen Trittschritte der Kämpfenden restlos zerstört.

Vergeblich suchten die Behörden zur Ermittlung der Täter alle Hebel in Bewegung und die Stadt eine hohe Belohnung aus.

Das Ergebnis war gleich Null.

Erfolgos blieben auch die sofort aufgenommenen Haus-suchungen bei den zahlreichen, meist recht bekannten Holz- und Wildddieben in der Falkenburger und Reiterwalder Umgebung. Zwei als ganz verdächtig verhaftete Pantinenmacher, die Polaken Masurat, Vater und Sohn, mußten auf Grund eines einwandfreien Alibis, bekräftigt von den ihnen nicht wohlgesimten Nachbarn und dem Gutsbesitzer Weber, wieder entlassen werden.

Man tappte im Dunkeln.

Ein Geheimnis breitete sich über den Mord im Stubbenloch des Reiterwalder Forstes. — — —

Marinta, die Wendin, stand neben der Förstersfrau, als der Polizeikommissar der jungen Frau die niederschmetternde Nachricht von der Auffindung der Leiche ihres Gatten brachte.

„Der Totenengel hat es angezeigt“, flüsterte die Magd.

„Das Leichenhühnchen hatte all die Nächte gerufen: Komm mit zur Ruh! Ich habe dem Karl gesagt, es müßte angenagelt werden, wenn es herumgeistert. Jetzt ist das Unglück geschehen. Nun ist es zu spät.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Brüder.

Berechtigter Uebersetzung aus dem Französischen von Lisbet Brann.
Von Roré Branel.

„Du weißt doch, daß ich bei Herrn Florent gewesen bin“, sagte Peter, der Pächter, zu seinem jüngeren Bruder.

Jean-Louis, welcher seinem Bruder beim Ausspannen half, schnallte den Bauchgurt des Pferdes los, ließ eine ganze Zeit verstreichen und fragte dann: „Selt, du hast ihm gesagt, daß das Pachtgeld zu hoch ist?“

„Ja, ich hab's ihm gesagt“, bestätigte der Ältere.

Ohne jede weitere Erörterung vollendeten sie ihre gemeinsame Arbeit, und während Jean-Louis das Pferd in den Stall führte, brachte Peter den Wagen in den Schuppen, den er abschloß.

Beide nahmen dann ihren Weg nach der großen Küche, aus der ein starker Duft nach Rohsuppe aufstieg.

„Gut'n Abend, Peter!“ begrüßte ihn Juliette, „gute Geschäfte gemacht?“

„Keine allzu schlechten“, antwortete der Ehemann. „Ich bin bei Herrn Florent gewesen.“

„Ach so?“

„Ja wohl!“

Sie lächelten einander zu, ganz im Einverständnis, und Jean-Louis, der gerade hereinkam, fing nach ihre Blicke auf. Seine Hände, die er in den Hosentaschen hielt, ballten sich zu Fäusten.

Seit langer Zeit liebte er die junge Frau, welche Nachbarin ihres Bauernhofes gewesen war; diese Frau, welche sie beide umworben hatten, welche aber dem Peter vor ihm den Vorzug gegeben hatte, obgleich er zehn Jahre älter als er war, doch von hochgewachsener, kräftiger Gestalt, stark wie ein Felsen, ein gewandter Schwäger, wenn es galt, den Weibern zu gefallen.

Und ohne jemals darüber gesprochen zu haben, litt Jean-Louis immer stark darunter, wenn das junge Paar in seiner Gegenwart irgendwelche Zärtlichkeiten austauschte.

Er setzte sich auf seinen Platz, goß sich ein großes Glas dunklen Rotwein ein, trank es in einem Zuge leer, wuschte sich die Lippen mit dem Handrücken ab und senkte den Kopf tief auf seinen Teller. Nachdem er seine Suppe ausgelöffelt hatte, fragte er:

„Wo du bist beim Florent gewesen?“

„Ja, ich war dort“, antwortete der Ältere. „Er läßt dich schön grüßen und auch die Juliette.“

„Ein netter Mann“, bemerkte die junge Frau, mit vollem Munde lachend.

Jean-Louis schien andere Erklärungen zu erwarten. Nachdem er sich einige Minuten geduldet hatte, kam er von neuem auf die Angelegenheit zurück.

„Na, und wegen der Pacht?“

Der Peter tat einen langen Zug aus seinem Glase, schnitt sich eine große Scheibe Brot ab und ließ sich dann endlich zu der Auskunft herbei:

„Ja, von wegen der Pacht, mein armer Junge, da gibst du nicht viel zu erhoffen. Eine schwierige Sache war das, spricht er, der Gutsherr, weil wir eben zwei sind, die wir hier vom Pacht-ertrag leben.“

Jean-Louis maß den älteren Bruder mit finsternen Blicken.

„Na, und was weiter?“ fragte er.

„Was weiter? Herr Florent wird nur mit einem von uns beiden neu Kontrakt machen. Hier heißt's zugreifen oder die Hände davon lassen.“

Der Jüngere erblaute.

„Wer von uns beiden wird's sein?“ fragte er nach einigen Augenblicken des Stillschweigens.

Im Stille wieherte das Pferd.

„Ach!“ stieß der Peter hervor, indem er die Augen niederschlug.

Jean-Louis runzelte die Stirn, nicht ohne seine Schwägerin angesehen zu haben, die er bei einem Nicken zu ertappen glaubte.

Er war nie ein bössartiger Mensch gewesen; aber jetzt überstutete eine Welle starken Unmuts seine Seele, und ein wilder Haß flammte in ihm auf.

Am selben Abend um 6 Uhr erklärte Jean-Louis, als er vom Gießen des Gemüsegartens zurückkam, er hätte Kopfschmerzen und wolle sich zu Bett legen.

„Willst du etwa einen Tee haben?“ fragte die Schwägerin, ohne die Nasenspitze zu heben.

„Ich will gar nichts haben“, antwortete Jean-Louis.

Er stieg die Treppe hinauf, die unter seinen etwas schwerfälligen Tritten ächzte, und verschwand in seinem Zimmer.

„So ein Faulpelz“, sagte der Peter, als sich die Tür hinter seinem Bruder geschlossen hatte. „Aufstehen wird man, wenn er fort ist. Aber im Augenblick könnte ich ihn gut brauchen.“

„Willst du, daß ich helfe?“

„Nein, nein. Du hast ja die Suppe für die Leute zurechtgemacht. Werd' schon trotzdem beizeiten fertig werden.“

Er machte sich auf den Weg nach dem Hofe, und Juliette vernahm bald das Gurren der geflügelten Schweine. Dann hörte man die Tür des Ziegenstalles knarren. Eine ganze Zeit verging. — Dann ertönte plötzlich aus der allmählich sich ausbreitenden Dämmerung ein Schrei, ging in ein Röcheln über und erstarrte dann ganz.

Da stürzte Juliette auf den Hof hinaus:

Auf der Schwelle des offenstehenden Stalles gewahrte sie den Körper Peters, lang ausgestreckt und völlig reglos.

„Was ist denn geschehen?“ schrie sie. „Großer Gott! Was ist denn geschehen?“

Sie beugte sich, bis ins Innerste erschrocken, über die Leiche ihres Mannes. Ihre Hände waren von dem noch warmen Blute besetzt, und voller Entsetzen versuchte sie, es abzuschütteln.

Stöhnend, wie gebrochen, ertönte ihr Ruf:

„Jean-Louis! Jean-Louis!“

Dort oben in seiner Stube wartete Jean-Louis auf diesen Augenblick.

Er öffnete das Fenster und fragte:

„Was willst denn, Juliette? Brauchst du mich?“

Er erhielt keine Antwort und kam herunter. Juliette, die an der Leiche niedergeknien war, stöhnte leise.

Er richtete die Halbohmachtige auf, besprühte ihr das Gesicht mit kaltem Wasser, und als sie wieder zu sich gekommen war, fragte er:

„War's der Graue?“

Er wußte nur zu gut, daß es der Graue war, dessen Aus-schlagen den Kopf Peters gespalten hatte. Man konnte die Spur des Pferdehufes noch deutlich an der offenen Stirnwunde erkennen.

„Verdammtes Vieh!“ fluchte Jean-Louis.

Er hob den kraftlosen Körper empor und schleppte ihn mit großer Anstrengung bis in die Stube. Dann, während Juliette in Wehklagen über ihr Unglück ausbrach, ging er wieder hinunter

und ließ die Vorrichtung seiner teuflischen Erfindung aus dem Stalle verschwinden: es war eine lange Nadel, mit der man Säcke zunächst, die in dem Augenblick, in welchem sich die Tür öffnete, sich in das Hinterteil des Grauen bohrte. Zweimal, ehe sich der „Unfall“ ereignete, hatte er den Versuch gemacht, ob die Vorrichtung funktionierte, indem er den Türflügel aufstieß, ohne den Stall zu betreten.

Peter, der nicht die geringste Ahnung gehabt hatte, mußte wohl arglos die Stalltür geöffnet haben, und da hatte er den Stoß des Pferdehufes mit voller Wucht mitten auf die Stirn erhalten.

Nie wird wohl ein Mensch das Geheimnis Jean-Louis erfahren. Und er wird nun derjenige sein, welcher den Pachtkontrakt unterzeichnen kann.

Angesichts der Leiche ließ er seine schwielige Arbeitshand langsam auf den reizvollen Nacken Juliettes gleiten.

„Was für ein Unglück! Was für ein Unglück!“ murmelte er. Sie schluchzte:

„Was soll bloß jetzt aus mir werden?“

Er antwortete nicht sogleich, und nachsichender blickte er die Witwe und den Toten an. Dann sagte er in gnädigem Tone:



Jean-Louis schnallte den Bauchgurt des Pferdes los.

„Du denkst doch nicht etwa, daß ich dich vom Hofe jagen werde?“

Borau er das Zimmer verließ, um die Leute aus der Nachbarschaft herbeizuholen. Und als er des Nachts allein war, lachte er eine ganze Zeit teuflisch vor sich hin.

Der lebenswürdige Kellner.

Von Friedrich Schnadt.

In diesen Tagen jährte sich der Todestag von Ludwig Devrient zum 100. Mal. Er war der größte Schauspieler seiner Zeit.

Der Schauspieler Ludwig Devrient trat einst in Breslau auf der Schweidnitzer Straße einen jungen Mann, der höflich seinen Hut zog und den Geseierten mit den Worten anredete: „Herr Devrient, kennen Sie mich nicht mehr?“ Das durchdringende Auge des Künstlers erkannte in dem Mann sofort einen Konditorgehilfen, der ihm einst in Dessau so manches Glas Punsch verabreicht hatte, und er drückte dem alten Bekannten freundlich die Hand. Bald erfuhr er auch, daß sich der einstige Dessauer Konditorgehilfe in Breslau niedergelassen habe. Und sogleich ging der Mitter, der einen guten Tropfen liebte, mit dem jungen Mann, um dessen neue Konditorei kennen zu lernen. Dort angelangt, findet er in dem hübschen Lokal alles vortrefflich, nur eines fehlt, das Wichtigste: die Gäste. Und dieser Mangel war es, der den braven Konditor besonders tief bekümmerte, denn — so vertiet er seinem Gönner — er habe eine Braut, und heute Abend läme ihr alter, reicher, aber knickeriger Vater aus der Provinz nach Breslau, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob das Geschäft so gut gehe, daß er auch eine Frau ernähren könne.

Der Schauspieler hatte mit Aufmerksamkeit zugehört und eine Gelegenheit vorausgesehen, zu einem guten Trintgelage zu kommen.

„Geduld, Freund!“ rief er aus. „Wenn das Mädchen ein-verstanden ist, soll der Alte schon mit dem Geld herausrücken. Dafür lassen Sie mich sorgen. Er soll heute Abend seine Freude an dem flotten Geschäftsgang haben. Ein paar Taler müssen Sie freilich springen lassen, denn ich werde Gäste mitbringen, denen das Geld nicht gerade zur Tasche herausfällt.“

„Ich bin zu jedem Opfer bereit, Herr Devrient!“ beteuerte der junge Bräutigam.

„Wann kommt der Alte?“ fragte der Schauspieler.

„Nach sieben Uhr.“

„Ein Glück, daß ich heute nicht auftreten muß. Dafür werde ich bei Ihnen agieren. Auf Wiedersehn!“

Am Abend füllte sich die Konditorei kurz nach 6 Uhr schon mit Gästen, meist Studenten. Endlich erschien auch Devrient in Begleitung von Freunden und Bekannten. Flott wurde bestellt, es entwickelte sich ein Leben, wie es diese Räume noch nie gesehen hatten. Punkt sieben trat der Schwiegervater in spe in das Lokal. Man nahm keine Notiz von ihm — aber er umfing von dem für seine Augen angenehmen Anblick. Er staunte nur so. Kaum fand er ein Mädchen.

Die Punschbombe dampfte, die Pfropfen knallten, es wurde immer heiterer, und nun bewirkte der Schwindel etwas Gutes, die Fröhlichkeit lockte auch freiwillige Gäste von der Straße in das Lokal.

Endlich ließ Devrient, der „Herr Justizrat“, wie ihn die Studenten an diesem Abend nannten, sich mit dem Vater des er-torenen Mädchens in ein Gespräch ein, in dem er den Konditor und sein Geschäft in das beste Licht setzte. Der Alte, der selbst dem Punsch kaper zuspricht, wird zuletzt so freudig, wie er es in seinem ganzen Leben noch nicht war.

Gegen zehn Uhr kommt seine Ehehälfte samt der Tochter auch noch angerückt. Sie finden Väterchen in seiner besten Laune, und da fällt es denn selbstverständlich nicht schwer, ihn zu be-stimmen, in die Verbindung einzuwilligen. Und so geschah es.

Seit jenem Abend, und nachdem Devrients Streich bekannt geworden war, wurde die Konditorei immer mehr beliebt. Der Konditor heiratete, erweiterte sein Geschäft, wurde glücklicher Familienvater, kaufte nach und nach etliche Häuser und Gärten, und segnete das Andenken des großen Schauspielers, dem er die Grundlage zu seinem Glück und dem Wohlstand zu danken hatte. Seinem Schwiegervater hatte der Konditor selbstverständlich längst gezeigelt und der hatte ihm verziehen, wie er, als Mann von Humor, auch jenem „Herrn Justizrat“ sein Theaterpiel vergeben hatte.

Editha sucht Abenteuer!

Roman von Hermann Hilgenborff.

22]

Er stürzte voran.

Das Polizeiauto schoß durch mehrere Straßen. Plötzlich rief der Professor: „Halt!“ Sie hielten an einem der vielen Kanäle von Paris.

Ohne sich darum zu kümmern, ob ihm jemand folgte, lief er zum Kanal herunter und sprang auf einen der vielen Lastkähne. Er verhandelte eifrig mit dem Steuermann und drückte ihm mehrere Geldscheine in die Hand.

Inzwischen waren Degenbrodt, Trebonius, Munstedt und einige französische Polizisten dem kleinen Professor gefolgt. Alle standen sie jetzt auf dem Lastkahn und erwarteten irgendeine Aufklärung von ihm.

Das Steuer des Lastkahns wurde eben herumgeworfen und der schwere Kahn legte sich langsam quer vor eine der Mündungen eines der unter der Straße durchgeführten Seitentäle.

Er legte sich so, daß nur ein schmaler Spalt blieb.

Wenige Minuten später kam eine Motorbarkasse aus diesem dunklen Seitentale. Es schien an der Ungeschicklichkeit des Steuermanns des Lastkahns zu liegen, der jetzt noch mehr her-umschwang und das Motorboot gegen die Wand des Seitentales drückte. „Das Motorboot lag fast unbeweglich fest.“

Der Professor lachte.

„Ich habe meine Pflicht getan . . . nun können die Herren Beamten auch etwas tun. In jenem Boot sind die „Primeln“!“

Degenbrodt sah in das verzerrte Gesicht des Steuermanns, der die Motorbarkasse führte. Es war das Gesicht Garrons. Wenige Sekunden später waren sämtliche Beamten an Bord der kleinen Barkasse.

Degenbrodt fand in der Kajüte leichenblaß Editha.

Sie sank in seine Arme, und es dauerte sehr lange, ehe sie ein Wort hervorbringen konnte.

„Verräter!“ schrie Garron, als er in Fesseln an dem Pro-fessor Tellier vorbeiging, aber Tellier grinste nur:

„Garron, du hast mir einmal 15 Wochen verschafft. Ich habe das nicht vergessen. Du bekommst sie zurück. Mit fünflichen Zinsen; denn du kannst sicher auf 15 Jahre rechnen.“

Als Professor Laurin vorbeiging, höhnte Tellier:

„Hahahahaha . . . Herr Kollege! Sie sollten mir dankbar sein. Habe ich nicht einen Gelähmten gehend gemacht? Aber ob Sie wieder Artist werden können, wenn Sie herauskommen, glaube ich nicht; denn in 15 Jahren sind Sie zu alt zu solchen akrobatischen Kunststücken. Gewiß, Sie sind der hervorragendste Fassaden-kletterer, den ich kenne, aber wenn Sie 15 Jahre älter sind, tritt leicht Schwindel als Alterserscheinung auf, und dann ist der Beruf zu gefährlich.“

Laurin antwortete nicht, aber der Blick, der Tellier traf, war voll maßlosem Haß.

Nur Eisenberg schrie: „Ich werde mit dir abrechnen, Tellier, und wenn ich dafür an den Galgen komme!“

Tellier spottete: „Leberkränke werden nicht so alt, und ich fürchte mich nicht vor Menschen, über denen drei Fuß Erde liegt. Oder habe ich dich etwa auch von der tödlichen Leberkrankheit geheilt? Dann bist du mir Dankbarkeit schuldig.“

An diesem Abend saßen Degenbrodt und Editha in einer jener kleinen, stimmungsvollen Weinstuben zusammen, die man so ent-zückend eben nur in Paris finden konnte.

Editha hatte so viel zu fragen:

„Du brachtest es also doch nicht fertig, mir zuliebe ein Ver-brecher zu werden?“ sagte Editha und verzog ein wenig ihren Mund, als schmolle sie. Aber ihre Augen strahlten vor Freude.

Degenbrodt seufzte und sagte ganz ernsthaft:

„Nein, es war doch zu schwer! Ich glaube, dazu muß man geboren sein. Und wie ich heraus hatte, daß Munstedt einen maßlosen Haß gegen die „Primeln“ hatte, war es nicht einmal so schwer, auch Munstedt zu bewegen, einmal auf der „anderen Seite“ zu arbeiten. Wenn Munstedt nicht früher mit den „Primeln“ gearbeitet hätte, hätten wir es natürlich auch nie her-ausbekommen.“

„Aber wie kamst du denn überhaupt zu Munstedt?“

Degenbrodt lächelte ein wenig verlegen.

„Als ich den Entschluß gefaßt hatte, Verbr . . . hm . . . Abenteuer zu werden, dachte ich, daß ich natürlich irgendeinen Lehrmeister haben müsse. Im gleichen Hause mit mir wohnte ein Gefängnisinspektor, der mir zufällig erzählte, daß am nächsten Tage aus der Gefangenenanstalt in Tegel ein ganz großer Hoch-stapler entlassen würde. Ein gewisser Munstedt. Irgendwie kam mir der Name Munstedt bekannt vor. Aber ich wußte ihn nirgends unterzubringen. Ich beschloß, den Munstedt bei seiner Entlassung in Tegel am Tor zu erwarten. Ich war etwas verwundert, als zu der bestimmten Zeit ein äußerst eleganter Herr, der wie ein Geistlicher wirkte, das Gefängnis verließ und in eine Limousine stieg, in der eine Frau ihn erwartete. Ich hielt den Mann für den Gefängnisgeistlichen und wollte weiter auf Munstedt warten.“

Aber plötzlich rief vom Auto her der Herr mich an:

„Degenbrodt!“

Erstaunt ging ich hin.

„Kennst du mich nicht mehr?“ sagte der Herr.

Und plötzlich fiel mir alles ein. Auch daß ich einen Schul-kameraden gehabt hatte, der Munstedt hieß, und der die Schule verließ, als er durch das Einjährigengemamen geraffelt war. Die Dame, die Munstedt erwartete, war seine Freundin, die „Gold-else“. Uebrigens hatte der gute Munstedt ein ziemliches Ver-mögen auf der Bank, das die Goldelse recht treu für ihn verwaltet hatte. Ich erzählte Munstedt meine Geschichte, und er war be-geistert, mit mir Kompanie machen zu können, denn er dachte daran, mit erhöhter Energie seinen alten Beruf wieder aufzu-nehmen. Wir zogen zusammen ins Esplanade und durch Zufall traf er dort sowohl auf „le quatres diables“ und auf die „Primeln“.

(Schluß folgt.)

Rätselauslösung aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel. W a g e r e c h t: 1 Baldrian, 6 Dom, 7 Rot, 9 Edmund, 12 Nero, 13 Dafe, 14 Indien, 17 Mt, 18 Lee, 19 Matrofen. — S e n t r e c h t: 2 Amerika, 3 Dom, 4 Ren, 5 Andante, 6 Donau, 8 Treue, 10 Don, 11 Roe, 15 Dur, 16 No.

Was der Leser erlebt.

Einsendungen für diese Rubrik dürfen nur einseitig beschrieben sein. Rücksendung unverwendbarer Zuschriften erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt ist.

Der gute Kamerad.

Kameradschaft ist etwas Schönes und Edles. Das weiß jeder, der im Kriege mit guten Kameraden zusammen war, und das habe auch ich genug erfahren. Einmal aber bekam mein Glaube an die Kameradschaftlichkeit einen recht empfindlichen Stoß. Das war an der Westfront. Wir hatten in schweren Kämpfen gelegen und waren endlich abgetötet worden. Am zweiten Tage, nachdem wir aus den Schützengraben heraus waren, suchten wir eine Badeanstalt auf, um uns wieder einmal gründlich zu reinigen. Für mich sollten jetzt schöne Tage kommen, denn ich hatte einen vierzehntägigen Heilungsurlaub bewilligt erhalten. Wie freute ich mich auf die Heimfahrt! In langen mühseligen Monaten hatte ich mir einhundertzwanzig Mark von meiner Unteroffizierslohnung erspart. Das war ein hübsches Stück Geld, das ich freilich nur zusammenbringen konnte, weil ich monatelang nicht die geringste Gelegenheit hatte, mir irgend etwas zu leisten. Ich wollte den ganzen Betrag, bald nachdem wir von der Front kamen, meiner Mutter heim schicken, der es herzlich schlecht ging, aber die dienstlichen Verpflichtungen brachten es mit sich, daß ich das Geld noch mit mir herumtrug, als wir die Badeanstalt aufsuchten. Ich hing meine Sachen in eine der Badezellen und stieg dann, nichts Arges ahnend, ins Wasser. Als ich zurückkam, mußte ich die niedererschmetternde Entdeckung machen, daß mir die einhundertzwanzig Mark gestohlen worden waren. Ich wollte es zunächst nicht fassen, denn während meiner ganzen Soldatenzeit war mir so etwas nicht vorgekommen. Alles war futsch, was ich mir in Monaten erspart hatte. Nicht einmal etwas Geld für die Urlaubsreise blieb mir. Mir war, als ob ich einen Faustschlag vor den Schädel bekommen hätte. Selbstverständlich meldete ich die Angelegenheit sofort dem Feldwebel, einem recht schneidigen Herrn. Er erbot sich, der Sache auf den Grund zu gehen. Die ganze Kompanie mußte antreten und wurde in ein strenges Verhör genommen. Vergebens. Wir konnten den Dieb nicht ermitteln, und ich mußte auf mein fauer verdientes Geld verzichten. Mit der Freude, die ich meiner Mutter machen wollte, war es nun nichts. Ich borgte mir bei einer anderen Kompanie ein paar Mark für meine Urlaubsfahrt und mußte, arm wie eine Kirchenmaus, die Reise nach der Heimat antreten. Natürlich war mir die Urlaubsfreude vergällt. Fortwährend grübelte ich darüber nach, wer mir den niederträchtigen Streich gespielt haben könnte. Dann ging es wieder zur Front zurück, und ich hatte keine Zeit mehr, an die schlimme Geschichte zu denken.

Der Krieg ging zu Ende. Ich hatte zwar mehrfach schwere Verwundungen erlitten, war aber doch, im großen ganzen, gesund zurückgekehrt. Zwei Jahre später hatte ich als braver Zivilist geschäftlich in Breslau zu tun, und hier geschah es, daß ich einen Kameraden aus meiner Kompanie wieder sah. Wir gingen miteinander in den Schweidnitzer Keller und feierten das Wiedersehen bei einem Glase Portwein. Der Kamerad war ein sehr gesprächiger Burche, und der Wein löste ihm die Zunge weit mehr, als mir lieb war. Im Laufe unserer Unterhaltung kamen wir auch auf den Vorfall im Bade und auf das gestohlene Geld zu sprechen.

„Ja, ja“, sagte mein Kamerad plötzlich. „Dieser Lumpenhund von Feldwebel.“

„Wie meinst du das?“ fragte ich.

„Na, er hat dir doch das Geld geklaut!“

„Wer?“

„Na, der Feldwebel, dieser Bump! Ich habe ihn dabei beobachtet, aber ich wagte damals nichts zu sagen, weil ich sonst schlimme Dinge zu befürchten hatte. Du weißt ja, er war kein Guter; wenn man sich's mit ihm verbarb, war man erledigt. Aber heute kann ich dir's ja sagen. Dein Geld kriegst du freilich nicht mehr wieder, denn wie du wissen dürftest, geriet er später in Gefangenschaft. Er ist heute noch als vermißt gemeldet. Wer weiß, wo er steckt?“ Ich glaubte meinem Kameraden nicht. Ich hielt es einfach nicht für möglich, daß mich mein eigener Vorgesetzter bestohlen haben sollte. Aber der Kamerad beteuerte

Flugzeuge im Himalajagebirge.



Eine der Maschinen vor dem 8500 m hohen Gipfel des Rakaposhi am Himalaja.

Einem aus fünf Maschinen bestehenden englischen Bomben-Flugzeug-Geschwader gelang es jetzt unter der Führung des Leutnants F. A. Isaacs zum ersten Mal, die riesige Bergkette des Himalaja zu überfliegen, dessen Gipfel bisher noch keines Menschen Fuß betrat.

Immer wieder, daß es so sei. Er könne es beschwören. Nun, ich habe den Verlust der einhundertzwanzig Mark schon lange verschmerzt, aber, wie die Sache auch gewesen sein mag, das Lied vom guten Kameraden hat seit jenem Tage für mich einen ziemlich bitteren Beigeschmack erhalten.

F. S.

Im Schmuck der silbernen Myrte.

Mehrere Abonnenten feierten kürzlich bzw. feiern demnächst das Fest der silbernen Hochzeit und zwar: am 26. Dezember Herr Wilhelm Heilmann, Zobten, Reichenbacher Straße 56, am 30. Dezember Herr Carl Hässner, Breslau, Augustastr. 144, am 7. Januar 1933 Herr Hermann Beschel, Breslau, Lichansky, Kinderheimstraße 1, dessen Tochter am gleichen Tage die grüne Hochzeit begeht, am 12. Januar Herr Karl Marek, Breslau.

ichen Museums, auf seinem abwechselungs- und erfolgreichen Lebenswege. Wir machen die Bekanntheit seiner berühmten Weggefährten, wie Werner von Siemens, Rathenau, Edison, und erleben, angefangen von den ersten telephonischen Versuchen, von der ersten bekannten Wunderlampe, die Entwicklung der Elektrizität bis zu den riesigen Projekten einheitlicher Energieversorgung von Stadt und Land. Wir sehen Miller als Elektrotechniker, als Gründer des Deutschen Museums, jenes Wertes, das am augenfälligsten Einblick in die Persönlichkeit seines Gestalters vermittelt. Dies Buch sollte in keiner Bibliothek fehlen.

„Do X — Das größte Flugschiff der Welt.“ Von Dr. Claudius Dornier und Dr. E. Lilienthal. 78 Bilder. Schaubücher Bd. 41. Herausgeber Dr. Emil Schaeffer. 80. 240 M. Drell Rühl Verlag, Zürich und Leipzig.

Die Amerika-Fliegerin Do X, jene gewaltigste und darum auch berühmteste Leistung der Dornier-Werke, bedeutet eine der hervorragendsten Schöpfungen, die je im Flugzeugbau vollbracht wurden, und ist der Abschluss der Entwicklung vom Flugboot zum „fliegenden Schiff“. In diesem mit reichem photographischen Material versehenen Buche wird eine vollständige Beschreibung der technischen Einrichtungen des Do X gegeben. Ein „Schaubuch“ im wahren Sinne des Wortes!

„Bergkrieg“, von Georg Frhr. v. Ompteda. Mit 18 Kampfabnahmen von der alten Front. Kart. 5 M., Ganzleinen 7 M. Traditions-Verlag Wilhelm Rolt, Berlin SW. 68.

Mit diesem Buch brachte der berühmte Verfasser des Bergsteigerromans „Excellor“ seiner großen Lesergemeinde seine letzte Gabe dar. Auch hier führt er uns wieder hinauf in die Welt des ewigen Eises. „Bergkrieg“ ist nicht ein Kriegsbuch schlechthin, es ist ein Werk vom ewigen Kampf um die Eisflanken und Gletscher, um die Wände und Ramine der Berge. Hier wird berichtet von den fast unbekannt gebliebenen Kämpfen an der Alpenfront, die sich in diesem Buch in einer Reihe verwegener Abenteuer entrollen. Georg Frhr. v. Ompteda ist am 10. Dezember 1931 einer tödlichen Krankheit zum Opfer gefallen. Der „Bergkrieg“ war und ist sein letztes Lied von der Herrlichkeit der Bergswelt, die er, wie selten einer, liebte und zu schätzen wußte.

„Die Geheimlehre“, von Helena P. Blavatsky. Verlag E. C. Cithofen, Berlin. Neue deutsche Ausgabe. 880 Seiten in Ganzleinen. 2,85 Mark

Die neue, wohlfeile Ausgabe vermittelt dem Leser, wie in einem spannenden Roman die Geschichte vom Werden der Menschheit, wie sie sich in den kühnen Spekulationen einer der genialsten Frauen der Weltgeschichte darstellt. Die „Geheimlehre“ ist der kühnste Vorstoß in das Reich des „Nicht-Wisbaren“, den die Neuzeit zu verzeichnen hat. Gestützt auf ein nur den Eingeweihten zugängliches indisches Geheimwissen, stellt die Verfasserin die Schicksale dieses Planeten und seiner sich rastlos wandelnden Bewohner dar. Ein lehrreiches Buch für alle, die sich für okkultistische und theosophische Probleme interessieren.

Magnus vorrüber? — kann Gullisch Zwiwbak nimm!

Dieses äußerst leicht verdauliche Gebäck wird Ihnen helfen und gut bekommen, dabei ist Gullisch Zwiwbak in seiner vorzüglichen Qualität so preiswert, daß Sie ihn auch als Frühstück- und Kaffeegebäck bevorzugen sollten.

Gräßhener Straße 108, und am 13. Januar Herr Ernst Metzlg, Westendstraße 28. Das vierzigjährige Ehejubiläum beging am 26. Dezember Herr Josef Bajan, Breslau, Hörsenstraße 84. Herr Marek ist seit 1909, Herr Metzlg seit 1912 und Herr Bajan seit 1913 Abonnent unserer Zeitung. Wir entbieten den Jubilaren und ihren Ehefrauen unsere herzlichsten Glückwünsche.

Lehrgang für Buchführung in der Landwirtschaft.

Die Landwirtschaftskammer Niederschlesien eröffnet am Montag, den 9. Januar 1933, um 9 Uhr, im Hörsaal 1 der Landwirtschaftlichen Institute einen Lehrgang für die geordnete Buchführung landwirtschaftlicher Großbetriebe, in dem die Buchführung eines Wirtschaftsjahres von der Eröffnungsinventur bis zur Ertragsberechnung an Hand eines Beispiels praktisch bearbeitet und durch Vorträge erläutert werden wird. Für den Lehrgang sind 12 hintereinander liegende Werkstage mit Unterrichtsstunden von 9 bis 13 Uhr vorgesehen. Die Teilnehmergebühr, die bei Eröffnung des Lehrgangs zu entrichten ist, beträgt 20 RM, einschließlich aller benötigten Vordrucke. Die Anmeldung zu diesem Lehrgang, an dem auch Damen teilnehmen können, wird rechtzeitig erbeten.

Nebenbei bemerkt...!

KLEINE ZEITGESCHICHTE IN ZAHLEN

Die seit einigen Wochen in den Vereinigten Staaten von Amerika herrschende Influenza-Epidemie hat nach einem Bericht der Gesundheitsbehörden besonders in den Staaten des Mittelwestens und Ostens eine starke Ausbreitung erfahren. In dem Gebiete dieser Staaten wurden bis zum Heiligabend insgesamt 48 416 Influenzafälle gemeldet. Ueber 1000 Fälle hiervon sind bereits tödlich verlaufen.

Das anhaltische Staatsministerium hat die Sätze der Bürgersteuer in Anhalt für das Jahr 1933 von 600 Prozent auf 900 Prozent erhöht. Das ist für die Anhalter ein wenig erfreuliches Geschenk im neuen Jahre, und der Himmel bewahre uns davor, daß diese neue Vergewaltigung des Steuerzahlers irgendwo Nachahmung findet. Wie wäre es übrigens, wenn der Staat Löhne und Gehälter gleich selbst tassierte?

Hiesige Blätter meldeten kürzlich die Schauermer, daß eine junge Schlesiern in Hagnau den deutschen So-So-Metford (!) aufgestellt habe. Befagte So-So-Meisterin soll am ersten Feiertag im Belfein von sieben Zeugen in der Zeit von 9 bis 10 1/4 Uhr abends nicht weniger als 2171 So-So-Züge vollbracht haben. Hagnau! Fehlt nur noch, daß die Hagnauer Stadtväter diese Olympia-Kandidatin zur Ehrenbürgerin machen, und daß ein Vertreter der Reichsregierung der So-So-Meisterin die Glückwünsche des Reiches übermitteln. Was Schmelting und anderen Berühmtheiten recht ist, mußte der Hagnauerin billig sein!

Aufrüstung des amerikanischen Heeres verlangt der Generalstabschef der Vereinigten Staaten. Er erklärt es für notwendig, die Armee von 124 000 auf 165 000 Mann zu erhöhen, also um ein Drittel. Gleichzeitig soll die Zahl der Offiziere von 13 344 auf 14 000 erhöht werden. Der Mehrbedarf wird mit der Notwendigkeit eines verstärkten Schutzes der Pazifischen Küste begründet.

Der in Amerika lebende Kaufmann Richard Hellmann hat seiner Vaterstadt Betschau im Spreewald wieder, wie in den letzten Jahren, eine Geldspende von 10 000 Dollar zu Wohlfahrtszwecken überwiesen. Dieser dankbare und freigebige Sohn der Stadt wurde bereits im Jahre 1919 zum Ehrenbürger von Betschau ernannt. Glückliches Betschau!

In Nordschleswig (dänisch) mußten in der letzten Zeit rund 1400 Zwangsversteigerungen gegen zahlungsunfähige Schuldner auf dem Lande eingeleitet werden.

LITERATUR

„Boccaccio auf Schloß Tirol“, ein Maultaschenroman von Heinrich von Schullern (Concordia Deutsche Verlagsanstalt Engel & Loche, Berlin-Friedenau, 311 Seiten).

Ein Kind seines Landes, führt uns Schullern in sein geliebtes Tirol, zurück in die Vergangenheit, in die Zeit um 1451. In kerniger, deutscher Sprache schildert er all die Ränke höfischer Herrschsucht, den Hader, das Feilschen um diesen heiligen Boden, der nie zur Ruhe kommen soll. Von dem widerlichen Herzog Ted, dem eigentlichen Machthaber im Gebirge, umgeben, ragt die Erbin des Landes, Herzogin Margarete, in all ihrem Leid, ihrer Sehnsucht nach Liebe hoch über die anderen Gestalten des Buches hinaus. Ein unglücklich Weib, einst von dem Böhmen Johann in einer Stunde der Leidenschaft geküßt, nein geißelt, daß ihr Mund häßlich und ungestalt geblieben ist, wird sie uns vertraut, so wir mit ihr fühlen und kämpfen. Ein Besuch des Abgeordneten der Republik Florenz, Boccaccio, auf Schloß Tirol, verkehrt sie in wildleidenschaftliche Liebe zum Dichter Italiens, daß sie sich nach dessen Abgang entschloß, selbst unter Verzicht auf ihr Erbe ihm in seine Heimat zu folgen. Ihre Reise und die Schilderungen von ihrem Aufenthalt in Verona werden unter Schullerns Hand zu einem Gemälde voller Farbe und Prunk. — Boccaccio traf sie nicht mehr an. In Enttäuschung kehrte sie wieder heim. In Liebe und Treue, und zum Besten des Landes entsagte sie auch dem Thron. Alles in allem: Geschichte, die hier zum Erlebnis wird. Schullerns Buch, nach all dem Jahrgen und Zerfallenen einer neu sein wollenden Literatur, ist herzlich zu begrüßen. Es ist ein Babal, von einem starken Dichter geführt zu werden.

„Meine Tiermappe“. Eine Fabelsammlung von Lucie Treiske. (Verlag Ostdeutsche Funkliteratur, Breslau 1, Ring 15, Preis 1 Mark.)

Eine reizende Neuerung hat hier eine in Schlesien weit bekannte Märchenzeichnerin herausgebracht. In kräftigen, bunten, von Prof. Bort gezeichneten Umschlagarten sind vier entzückende, nett illustrierte Märchen aus der Tierwelt eingestrichelt. Die Blätter sind in klarer Schrift nur einseitig bedruckt. In jeder Hinsicht ist also auf das lesende Kind Bedacht genommen. Die poetischen, lustigen Plaudereien sind vom Standpunkt des Erziehers sehr geschätzt und wertvoll.

„Oskar von Müller“. Aus eigenen Aufzeichnungen, Briefen und Reden. Bearbeitet von Walter von Müller. (5,50 RM.) Verlag F. Brudmann, München.

An Hand seiner eigenen Erfahrungen, Aufzeichnungen und Briefe begleiten wir Oskar von Müller, den Begründer des Deut-

30jähr. Bronchialkatarrh und Husten

mit „Euphoscadin“ beseitigt. Der 74 jähr. J. B. in R. schreibt: „Ich war erkrankt über die Winter, fühlte sofort Vindrung, nach 8 Tagen war der Husten weg. Ich war glücklich, lehnte den Gebrauch der Tabletten aber fort, auch habe ich sie überall empfohlen. Ich nahm viele Erbsen, machte lange Spaziergänge und fühlte mich sehr wohlbefindlich.“ Durch das arztlich empfohl. Euphoscadin kann die Beseitigung dieser Ungeheuer, Bronchialkatarrh, Asthma, Lungenentzündung, etc. mit 80 Tabletten, 8 RM. 2.70 in allen Apotheken erhältlich: Apotheke zur Hygiea, Breslau, Tannen- gartenstr. 21, Unterbillets-Apotheke, Breslau 1, Alte Falschstr. 25. Bestellen Sie dort kostenlose Forderung der illustrierten Broschüre.

Was ist „Mattas“?

„Mattas“ ist ein Distrikt im süd-amerikanischen Staate Brasilien. Mattas-Gewächse sind Brastabake einer besonders gepflegten Art. Dieser ausgesuchte Qualitätstabak (aus der Wunderte 1930) gibt dem Villiger 10 Pfg.-Stumpen das eigenartig Prickelnde, das den Villiger von allen anderen Stumpen unterscheidet.



Villiger-Stumpen sind etwas Besonderes!

Preislisten 8, 10 und 15 Pfg.

Fabriklager: Breslau, Kaiser-Wilh.-Str. 56. Telefon 32 006

Jamaika-Rum-Verschnitt 38%, das ganze Liter, lose nur 2.30

Schauspielhaus
Operetten - Bühne - Telefon 36300
2x täglich 16.30 und 20.15 Uhr
Neu bearbeitet
Der Bettelstudent
Operette von Carl Millöcker

Kammerspiele der Deutschen Bühne
Som 6. bis einschließlich 14. Januar
„Amphitryon“
Luftspiel in 3 Akten von Heinrich von Kleist

LIEBICH
Tägl. 8.15 Uhr, Sonntags 4.15 u. 8.15 Uhr
Heinz Fuß kontiert das Neujahrprogramm
4 Frères Gerard
Die populären Pariser Clowns
Lou's Comedy Tier-Revue
Ein Lachen von Anfang bis Ende
4 Corally Fours
Die besten Springer der Welt
10 Minuten Lohengrin!
Fleischmann - Zschoppe, Fuß, Prater, Mendi
Eintrittspreise: Abends ab 50 Pfg.
Sonntag nachmittag für das Vollprogramm ab 30 Pfg.

WAPPENHOF
Täglich
(außer Sonnabend nachmittag)
4.30 Uhr 2 8.30 Uhr
Vorstellungen
Harry Plank-Trio - Max Wendler
Oskar Gendy-Trio - Max Marzelli
Williams - 2 Musikal-Grimsby
Marga u. Rolf Wierich - Mac Elbert Comp.
Evelyn u. Bessie - 2 Ende
Original-Militär-Sketch
Die beiden letzten Taler - Wappenhofwoche
Täglich 4.30 Uhr **BALL** / 2 Kanneln

Zu allen Krankenkassen zugelassen
Dr. Köhler
(Chirurgie, Urologie)
Kaiser-Wilhelmstr. 29
Fernruf 390 76

Kröppel-, Heil- und Erziehungsanstalt des
Schles. Kröppelkürsorgevereins
Fachärztliche Behandlung. Mehr-
klassige Schule. Lehrwerkstätten.
Pflanzgarten. Gute Pension. Preise
n. Vereinbarung. Aufnahme jederz.
Näheres durch die Anstaltsleitung.
Breslau 19, Gürtelweg 11, Tel. 46357

Nicht nur
zwanzigjährige
nein, jede Frau und jeder
Mann kann jugendlich schön
und bewundernswert werden,
wenn die Figur schlank und
schön ist. Darum fort mit überflüssigen
Fettlagern. Dr. Ernst
Richters Frühlings-
kräuterer befreit Sie da-
von, erfrischt das Blut und
die Säfte u. ist dabei sehr be-
kannlich u. wohlschmeckend.
Packg. M. 1.80. Kurp. M. 9.-,
extrastark: M. 2.25 und 11.25.
In all. Apothek. u. Drogerien.
DR. ERNST RICHTER'S
FRÜHLINGS-KRÄUTERER
„Hermes“ Fabrik pharmazent. Präparate
München 18, Gullstraße 7

Möbel
gegen bar und
Teilzahlung
zu Bedingungen, wie
noch nicht überboten
Möbelhaus
Königsplatz
am Königsplatz
Eda Roschkestr., Ecke Nikolaistr., L. Etp.

Gute Schuhe billiger!
Kostenlos schicken wir Ihnen den
größten Schuhkatalog Deutschlands. 80
Seiten, 878 billige Angebote. Millionen zu-
frieden Kunden. Garantie: Umtausch oder
Geld zurück. Schreiben Sie noch heute!
Speier
überland (Südwest)
Frankfurt a. M., 26 347

Stadtheater
Tel. 225 01
Donnerst., 19.30 — geg. 23
Tango um Mitternacht
Freitag, 19.30 — geg. 23
Tango um Mitternacht
Sonabend, 19.30 — geg. 23
Die Fledermaus
Sonntag, 14. — nach 17
Zum letzten Male:
Der Teufelsreiter
19 — gegen 22.45
Der Rosenkavalier
Montag, 19.30 — gegen 23
Die Blume von Hawaii
Dienstag, 20.00 — 22.30
Abonn.-Vorst. A 9
Cavalleria rusticana
Der Bajazzo
Mittwoch, 20. — geg. 22.45
Abonn.-Vorst. B 9
Friedemann Bach

ALKAZAR
Täglich 8.15 Uhr
Mittwoch und Sonntag
auch 4.15 Uhr
Tropen-Express
Europas
größte Revue
nach der Revue:
Tropen-Ball

Suche Seitenhändler
Hofstr., Büttnerstr. 27.

Gelegenheitskäufe!
in guten gezeichneten
Nähmaschinen
20, 32, 45, 55, 65 usw.
Neue und gezeichnete
verschiedene u. im Schrank
spottbillig!
Reparaturen 1.- an.
Langjährige Garantie.
Winziers, Breslau
Mechanikermeister
Gräbchenstr. 14

Nach sehr kurzer
Wartezeit können Sie
bei uns langfristige
u. zinslose Gelder f.
alle Zwecke zu sehr
günstig. Beding. ha-
ben. Auf Wunsch
Zwischenscheck.
Ausk. i. geg. Rückp.:
„Emzetka“
Breslau, Steinstr. 74

Erfinder
Broschüre mit 500 Pro-
blemen gegen 25 Pfg.
Rück-Porto
Patent-Ing.-Büro
Fr. Harthaler
Bresl u. Flurstr. 10

Wenig gebrauchte
Nähmaschinen
weil unter Neupreis
m. Garantie abzugeben
Auf Wunsch Teilzahlg.
J. Dressler & Co.
Ring u.

Auskunft kostenlos wie
man von
Bettmatten
sicher preiswert wird. Alter
und Geruchlos. Angehen
Dr. med. Eisenhuth, München 24
Dachauerstraße 15

Frauen
Beratung / Gummiwaren
sowie
hygien. Bedarfsartikel
Auf Wunsch Katalog
gratis gegen Porto
Fr. M. Böhm
ärztlich geprüft
Breslau 2, Grünstraße 8

Beziehen Sie sich
bitte bei An-
fragen u. Be-
stellungen stets
auf das Bez.
Inserat in der
Breslauer
Gerichts-Zeitung

Versand direkt an Private
Günstige Musikinstrumente aus Deutschland
ab 2.25
ab 2.60
ab 4.00
MEINEL & HEROLD, KLINGENTHAL 272
Musikinstrumente - Sprechapparate - u. Harmonikafabrik.

Männer! Das Jahr 1933
bringt endlich allen Männern — aller Altersstufen — die seit un-
denklichen Zeiten ersuchte, die wirkliche Hilfe gegen
Mannesschwäche.
Es gibt schon eine Menge von Kräftigungsmitteln. Aber — und
das werden Hunderttausende Männer, die bisher alle mögliche ver-
geblich versucht, uneingeschränkt bestätigen — die bisherigen be-
friedigten nicht.
Sie hielten nicht was sie versprochen!
Nachdem es nun aber endlich erreicht ist, dass die in Frage kommenden Organe un-
mittelbar nach der Tierschlachtung zu Hormonen (Testes, Hypophyse Cerebr.) verarbeitet
werden und zwar im Vakuum bei Tiefkühlung von ausschließlich gesunden jungen Tieren
unter Aufsicht von Regierungstierärzten ist der
überhaupt höchstmögliche Wirkungsgrad
erreicht. Keine sogenannten Verfahren und Deutsche Reichspatente sind mehr nötig.
Alle diese Methoden sind durch die Natürlichkeit überholt. Jede Packung Hormone,
die in die Fabrikation gegeben wird, trägt den amtlichen Stempel der Regierung-
Laboratorien. Unseren schon rühmlichst bekannten Rapsuan-Tabletten (in bequemer
Dragee-Form) haben wir nunmehr außer den wissenschaftlich anerkannten Drogen-
Extrakt diesen Hormone zugesetzt. Hierdurch haben wir Rapsuan so vervollkommenet,
dass es einfach nichts besseres gibt oder geben kann.
Ohne jede Verpflichtung erhalten Sie ausführliche Broschüre mit Abbildungen gegen
25 Pfg.-Marke im verschloss. Doppelbrief, ohne Absender. Kostenlos legen wir eine
Probepackung bei. Bis auf weiteres versenden wir
100 000 Probe-Packungen kostenlos.
Unverlangte Nachnahmen kommen niemals in Frage. Der heutigen wirtschaftlichen Lage
Rechnung tragend, haben wir den Preis für die große Original-Packung Rapsuan 3
100 Tabletten auf nur 5,85 RM. festgesetzt. In den Apotheken zu haben.
General-Depot und alleiniger Versand für Deutschland:
Viktor-Apothek Dr. E. Schwarz, Berlin SW, Block 52, Friedrichstr. 19

Heinrich Mitschke, Fruchtsaftpresserei
Breslau 1, Rauschstraße 54

Apfelwein, herb	0.40 Mk.
„ süß (Cyder)	0.50 „
Heidelbeersaftwein, fein süß	0.65 „
Johannisbeersaftwein, fein süß	0.65 „
Stachelbeersaftwein, fein süß	0.65 „
Brombeersaftwein, fein süß	0.65 „
Kirschwein, fein süß	0.65 „
Kirschenwein, fein süß	0.70 „
Naturwein, unversüßelter Apfelwein	0.70 „
„ Weintraubensaft	1.20 „

Mutter!
Dein Kind
will nichts
anderes
mehr als
Desa-Milch
die unübertreffliche Säuglingsmilch.
Wird nie sauer, selbst bei
Gewitter und größter Hitze
nicht, daher unentbehrlich für
jede Mutter, die mit ihrem
Kinde auf Reisen geht.
Du erhältst die Desa-Milch bei
Otto Stiebler
Breslau,
Zwingerplatz 5
und seinen 30 Filialen,
trinkfertig in Portionsflaschen zu 16,
23 und 35 Pfg., hast sie nur warm
zu machen und zu geben.
Du wirst Deine Freude haben!
Wo keine Niederlage ist, läßt Du
sie Dir direkt von uns für mehrere
Tage schicken. Desa-Milch ist
unbegrenzt haltbar und wird niemals
sauer! Frage Deinen Arzt. Oder
frage ältere Leute nach der früheren
Nutztut-Desa-Milch. Das ist jetzt, auf
das höchste vervollkommenet, die
Desa-Milch.
Unter 1000
Blumen bei Lobendau (Schlesien)
Bahn: Wildschütz — Tel. Brokdorf 11
Einzelne Vertretungen noch zu vergeben.

Billige böhmische Bettfedern
Nur reine, edelste gut füllende Qualitäten
Beste deutsche, preisliche Bezugsquelle!
1 Pfund grauer Halb-
daunen, RT. 0.60 u.
0.80, halbweiße RT.
1.-, weiße flaumige
RT. 1.50, 2. u. 2.50,
Halbdaunenpattillat
RT. 4.-, Schleißdau-
nen hochfein RT. 4.75
u. 5.50, Daunen, weiß
fein RT. 2.-, aller-
feinster, Weißflaum
RT. 5.-, ungefüllt, Kupf-bett, grau RT. 1.50,
weiß RT. 2.20, Plaumrupf RT. 2.80, Spe-
zialität RT. 3.40, jedes beliebige Gewicht, voll-
frei gegen Nachnahme, von 10 Pfund an auch
postfrei. Nichtpostfähiges umgetauscht o. Geld
zurück. Ausfuhr, Breislitz u. Rußland totenlos.
Rudolf Blahut **Grüßes Bett-**
Defenitz 100/1 (Böhmerwald) **federngehäuse**

Möbel-Pianohaus
OUT - PREISWERT **Martha Schmidt**
Breslau 1, Nikolaistr. 54-55
Teilzahlungen gestattet! Ruf 595 78

Bewährt
seit Jahren
Adamynin
b. Gallensteinen
Leberleiden etc.
in all. Apoth.
erhältlich
Carl Adamy, Blücherpl. 3
(Mohren-Apothek)

Möbel
ohne Anzahlung
Raten v. 1 Mk. an!
Offerten unter „Möbel 101“ a. d.
Breslauer Ger.-Ztg. Breslau 13.

Bekannt, reell und billig!
Neue Gänsefedern
von der Gans gerupft,
mit Daunen, doppelt gewaschen,
und gerichtet a. 2 Pf. 2.-, beste
Qualität 3.-, halbweiße 4.-,
1/2-Daunen 5.-, 6.-, 1a. Voll-
daunen 8.-, 9.-, gefüllte Federn mit
Daunen 8.25 und 4.25, jeder sort und reich
6.25, 1a. 6.50 RT. Versand der Nachnahme, ab
5 Pf. portofrei. Nehme Nichtgefallendes zurück
Preiswerter Garantie-Inlette.
Frau A. Wodrich, Gänsemast
Neutreibbin 91 (Oderbruch).

Kranke verzaget nicht!
versucht mein
Luiting's Haarlemer Oel
Preis per Flasche 60 Pfg., in Kapseln M. 1.50
(Inhalt 36 Stück per Schachtel)
Bestandteile auf der Packung
erhältlich in allen Apotheken, wo nicht:
J. J. Luiting, Haarlemer Oelfabrik
Müthum b. Emmerich

Möbel
Verkauf an Privat,
ganze Schlaf-, Speise-
zimm., Küchen, ein-
zelne Schränke, Bett-
stellen, Ausziehtische,
Stühle zu erstaunlich
niedrig. Preis, u. Re-
sponsauswahl nur bei
Gustav Roth
Breslau 9
Blücherplatz
Eg. Tischler u. Tapezier, Werkst.
Klein Lohr, 8. u. 1. Etg.

Wie wir Ihre Rück-
gratverkrümmung
ohne Berührung
bessern u. evtl. heilen,
zeigt unser Buch mit
50 Abb. Zu bezich. geg.
Einsend. v. 1.50 Mk.
FRANZ MENZEL
Breslau 13, Sadowstr. 51
pfr., Tel. 330 56, Abl. 3
Nächste Auszeichnungen
Jahreshefte 1932

Alles billiger!
Werkzeugliste gratis!
Westia-Werkzeug Co.
Hagen i. W. 193.

Trunksucht
Vollst. Entwöhn. unt. Ga-
rantie. Auskunft kostenl.
Postfach 1, Friedrichs-
hagen B 42 bei Berlin.

Herzliche
Glückwünsche
für Frau
Karoline Peltsch
Breslau
Zauerbrunn 13
70. Geburtstag

Herzliche
Glückwünsche
für Frau
Veronika Larisch
Breslau
Gräbchenstr. 59
70. Geburtstag

Kaufen Sie
bei unseren
Inserenten!

Anerkann bester Bezugsquelle!
Billige böhmische Bettfedern
und Daunen. Nur reine, gutgefüllte Qualitäten
1 Pfund graue, gute, gefüllte 50 Pfg., beste
80 Pfg., halbweiße flaumige 1 RT.; weiße, flaumige,
gefüllte RT. 1.50, 1.50, 2.50; feinsten, gefüllten
Daunen gefüllte RT. 3.-, 4.-, 5.-, 6.-, 7.-, 8.-,
RT. 1.75, halbweiße Daunen RT. 3.- u. 5.-, weiße RT. 6.-,
feinsten Brustdaunen RT. 8.50, 10.-. Versand jeder Menge tollfrei
gegen Nachnahme. Von 10 Pfund an auch portofrei. Nichtpostfähiges
umgetauscht oder Geld zurück. — Ausführliche Preisliste und
Rußland totenlos.
S. BENISCH in PRAG XII., Americká ulice Nr. 829, Böhmen

Seiler-Wäschemangeln
für jeden
Verwendungs-
zweck
Günstige Preise und
Zahlungsbedingungen.
Seiler's Maschinenfabrik Liegnitz 114
Deutschlands größte Spezialfabrik für Wäschemangeln

Für kalte Tage
Brennholzhaus,
der Winter kommt
Brennholz in jeder
Form (auch Späne) für
jeden Zweck liefern
äußerst preiswert die
Arbeitsstätten der Stadtmission
Breslau 17, Frankfurter Straße 77 (Bödelshwinweg)
Fernsprech-Nummer 508 97

EIN ATLAS FÜR JEDEN GELDBEUTEL

MEYERS GROSSER HAND-ATLAS
380 Haupt- u. Nebenkarten (332 topograph. Karten
u. 128 Karten über Wirtschaft, Bevölkerung
u. a.). Register m. 72 000 Namen u. Leseglas **RM 30.-**

MEYERS HAND-ATLAS
9. Auflage. 217 topograph. Haupt- u. Nebenkarten.
Mit geograph.-statist. Einleitung „Die
Staaten d. Erde“. Register m. 72 000 Namen **RM 18.-**

MEYERS VOLKS-ATLAS
172 Haupt- u. Nebenkarten (109 topograph. Karten
u. 63 Kultur- u. Wirtschaftskart.). Geograph.
Einleitung. Register mit 80 000 Namen **RM 11.-**

MEYERS VOLKS-ATLAS
2. Auflage. 101 topograph. Haupt- u. Nebenkarten.
Mit geographisch-statistischer Einleitung
und einem Register mit 80 000 Namen **RM 6.90**

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG

Guten Nebenverdienst
eine dauernde Nebeneinnahme verschaffen
Sie sich, wenn Sie uns neue Abonnenten
zuföhren! Werben Sie am eigenen Wohn-
orte, an der Arbeitsstätte, bei Bekannten;
werben Sie überall.
Wir zahlen hohe Prämien
für jeden neuen Abonnenten!
Probenummern, Werbematerial etc. er-
halten Sie kostenlos u. völlig unverbindlich
zugewandt. Näheres durch den Verlag der
Breslauer Gerichts-Zeitung
Schlesische Landeszeitung
Breslau 13, Charlottenstraße 62

Ein Mahnwort
an unsere Leser!
Alle unsere Leser bitten wir dringend, die Bezahlung
der Zeitung immer sogleich, bei ihrer Abgabe, vorzu-
nehmen. Unsere Trägerinnen sind nicht verpflichtet, des
Geldes wegen noch ein zweites Mal vorzusprechen, und
jeder gerecht denkende Abonnent wird einen solchen
Sondergang ihnen auch nicht zumuten. Unerlässlich auch
ist es, daß die Abonnenten der Trägerin eine Stelle an-
geben, wo ihr die Zeitung abgenommen und bezahlt wird,
wenn sie die Wohnung verschlossen vorfindet. Eine solche
vorsorgende Maßnahme liegt im Interesse eines jeden
unserer geschätzten Leser. Durch sie werden sich auch viele
Klagen über das Ausbleiben der Zeitung erübrigen.
Die Expedition der
Breslauer Gerichts-Zeitung